
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01740504 4







Erläuterungen

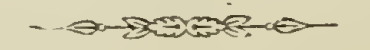
zu

den deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

11.



Leipzig,

Verlag von Ed. Wartig.

1874.

Schillers lyrische Gedichte.

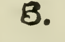
Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

IV. Die Gedichte der dritten Periode. 1.

Zweite neu durchgesehene Auflage.



Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle

Dritte Periode.

---

33. Die Begegnung.

Das Gedicht wurde von Schiller am 22. Dezember 1797 zum Drucke für das zehnte Heft der Horen abgesandt. Der Entwurf fällt wohl in den Mai oder Juni dieses Jahres. Vgl. Band I, 80. Schiller ließ zuweilen kleine Gedichte, die ihm nicht genügten, einige Zeit liegen und nahm sie dann erst später wieder vor, besonders bei dringender Noth des Almanachs oder der Horen. Gerade am Ende des Jahres 1797 war er wegen der letzten Hefte seiner Zeitschrift in Verlegenheit. Das Gedicht ist in der Stanzenform geschrieben, worin Schiller, nach dem Vorgange Goethes in der Zueignung und in den Geheimnissen und Herders in der prachtvollen Dichtung Parthenope (1795), schon das Lied Sängers Abschied im September 1795 vollendet hatte, um sich auch in dieser schönen Reimform zu versuchen. Vgl. zu Ged. 37.

Er feiert hier die hinreißende Gewalt der Liebe. Die Liebe, die den armen Sänger ganz außer sich setzt, läßt ihn vor der ihm erscheinenden Fürstentochter die feurige Glut der ihn beherrschenden Leidenschaft ergießen; diese aber wird durch den Ausdruck treuer Herzensliebe so ergriffen, daß sie sogleich

trotz alles Abstandes der äußern Verhältnisse, ihm Herz und Hand anzubieten sich entschließt. Das Gedicht ist hoch romantisch; die äußern Verhältnisse treten nicht klar hervor, das Ganze ist zu abgebrochen, so daß wir manches errathen, wenigstens mit Mühe heraussuchen müssen, wodurch die Anschaulichkeit verliert. Die Geliebte ist eine mit allen Reizen der Schönheit bezaubernde vornehme Dame, die uns gleich von Frauen umringt entgegentritt, und die Schlußstanze zeigt, daß sie mit Glücksgütern gesegnet sei; wir können sie uns demnach als eine Fürstentochter denken. Alle andern Umrisse zu ihrem Bilde fehlen, von ihren sonstigen Verhältnissen, auch von dem Glücke der Verbundenen, hören wir nichts, nur leise ist am Ende der dritten Stanze angedeutet, daß der Sänger schon längst die Geliebte durch den Tod verloren hat. Wie und wodurch er gerade jetzt an jenen glücklichen Augenblick mit der längst verlorenen Geliebten erinnert werde, ist durch nichts bestimmt. Die Sprache klingt voll und prächtig, aber die reine Stimme des Gefühls dringt nirgends durch, am wenigsten in dem vornehm gehaltenen Liebesgeständnisse der Dame. Die Ueberschrift ist nicht ganz richtig, da die Liebenden sich nicht begegnen.

Str. 1. Er erinnert sich des Tages, wo er beim Anblick der Geliebten sich wunderbar getrieben gefühlt, in die Saiten zu greifen, um sein ihn überwältigendes Gefühl auszusprechen. Die Szene ist nicht klar. Wir haben uns die Geliebte in einem Garten zu denken, wo er die Geliebte im Kreise ihrer Damen stehn sah. Wir dächten sie uns lieber wandelnd. Der Dichter geht jetzt wohl in demselben Garten, worin er damals die Geliebte traf, was am Anfange leicht angedeutet werden konnte.*) Die Schönheit der Geliebten wird nur

*) V. 1 stand in den Horen der Druckfehler sah statt seh'. Die Be-

durch den Vergleich mit der Sonne und dadurch bezeichnet, daß sie von allen Frauen die herrlichste gewesen, wobei man sich der schönen homerischen Stelle von der Nausikaa unter ihren Mägden erinnert (Odyssee VI, 102—109), die Schiller, der begeisterte Bewunderer der Odyssee, nicht bloß aus der schwächern virgilischen Nachahmung (Aen. I, 496—505) kannte. Vgl. Ged. 54 Str. 19, 1 ff. — V. 4 deutet darauf, daß er stehn blieb, als er sie von ferne sah; den Grund seines Stehenbleibens geben V. 5 f. an.*) Wonne (Wollust) ergriff ihn, als er die glänzende Erscheinung vor sich sah (sie schien rings umher Glanz auszuströmen), aber zugleich bebte er vor diesem Glanze zurück (Grauen), wie der Künstler, als er zuerst Urania schaut (Ged. 30 Str. 30, 5 f.). Aehnlich sagt Goethe im zweiten Theil des Faust von dem plötzlich sich aufthuenden Feuermeere, mit welchem er die Erfüllung des höchsten Wunsches vergleicht:

> Wir stehn betroffen. —
> Ists Lieb'? ists Haß? die glühend uns umwinden,
> Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer? —

V. 7 f. Der Vergleich ist unpassend ausgeführt. Man darf wohl sagen: „Ich eilte davon, als hätten mich Flügel getragen", aber nicht, „es (ein geheimer Trieb) ergriff mich so schnell, als hätten mich Flügel getragen", da der Vergleich sich auf das mit dem Zeitwort verbundene schnell, nicht auf mich sich beziehen kann.

---

hauptung Gödetes, sah sei kein Druckfehler, sondern zeige, daß das Gedicht das Bruchstück eines größern sei, ist gegenüber Schillers Aenderung in den Gedichten ganz haltlos. — Nach ich sie muß Gedankenstrich, nach V. 2 Semikolon hergestellt werden. — Umringt, nach dichterischem Gebrauch ganz gleich mit umgeben.

*) Das logische Verhältniß der Sätze deutet der Dichter freilich nicht an. Nach V. 4. ist statt des Kommas Semikolon zu setzen.

Str. 2. Ganz außer mir sang ich die Gewalt der Liebe (des Herzens heilge Regung), die mich ergriffen hatte. — V. 2. Sang, als Ausfluß der Empfindung. — Sinn' ich nach, es mir zu vergegenwärtigen, Gegensatz zu noch seh' ich sie (Str. 1, 1). — V. 3 f. Die Liebe hatte ihn begeistert und ihm eine ganz neue Kraft zum Sange verliehen. Der Ausdruck Organ wirkt erkältend, und auch das folgende hatt' ich in mir gefunden ist nicht bezeichnend genug. — Sprach, aussprach, hier kühner, als wenn Schiller sonst sagt: „Ihr Wort wagt ihre Wünsche nicht zu sprechen." Vgl. Ged. 55 Str. 6, 1. — V. 5—8. Die Liebe hatte die ganze Seele entfesselt und in ihren innersten Tiefen aufgeregt, ihr die hinreißende Gewalt des Ausdrucks geliehen, die ihr völlig fremd gewesen. — Göttlich, nicht die Gott in sie gelegt, sondern zur Bezeichnung ihrer Herrlichkeit. Vgl. Ged. 64 Str. 3, 7.

Str. 3. Stumm und starr stand ich lange da, nachdem ich das Lied gesungen; als ich aber endlich wieder aufschaute, sah ich die Geliebte vor mir stehn (ferne stehend dürfen wir sie nicht mehr denken), und von höchster Wonne ward ich ergriffen, als sie mir ihre Liebe gestand, welche die weibliche Scheu endlich bewältigte. — V. 4. Engelgleiche Züge, bezeichnender als Engelszüge, obgleich es eine abgekürzte Vergleichung enthält, soll wohl auf die in ihrem Angesichte sich aussprechende Tiefe des Gemüthes gehn. Die Scham machte sie noch reizender. — V. 5 f. Alle Himmel — erfliegen, ich war in den höchsten Himmel verzückt. — Das Beiwort leise malt aus, während süße den Eindruck auf den Geliebten bezeichnet. — V. 7 f. deuten auch darauf, daß die Geliebte selbst, deren himmlischer Laut ihn damals entzückte, jetzt unter den Seligen weilt.

Str. 4. Die Erhörung der treuen Liebe. — V. 1—3. Die Geliebte erkennt den Werth der treuen Liebe an, die sich im Herzen verzehrt, weil sie beim Mangel an Glücksgütern nicht den Blick zu ihr erheben darf: gerade darin, daß diese bei aller Hoffnungslosigkeit sich im Herzen ungeschwächt erhält, durch keine andere Neigung sich verdrängen läßt, liegt ihr Werth, der dem Liebenden selbst verborgen bleibt, weil ihm dieses so ganz natürlich ist. — V. 4. Das Glück hat sich dadurch roh gezeigt, daß es einer solchen edlen Natur seine Güter versagt, und die Geliebte will ihn dadurch an ihm rächen, daß sie dem treuen Liebenden, den es arm gelassen. trotz dieses Mangels sich selbst und in sich das schönste Loos gibt; denn nicht äußere Rücksichten dürfen die Wahl der Liebe bestimmen, welche allein edler Gegenliebe zu Theil werden soll. — Nach V. 5 ist jedenfalls Punkt zu setzen; denn der Vers enthält den bestimmten Ausdruck ihres in V. 4 nur angedeuteten Willens; am besten schreibt man auch nach V. 3 Punkt, nach V. 4 Semikolon. — V. 6 fügt einen zweiten Bestimmungsgrund hinzu. Blume, nicht, wie es in der zweiten Ausgabe der Gedichte heißt, Blumen. — V. 7 f. enthalten die Begründung von V. 6, wonach Semikolon zu setzen. — Der schönste Schatz ist eben die Liebe. — Daß die Liebende den Geliebten gar nicht anredet, sondern nur in der dritten Person von dem Armen spricht, ist sehr störend. Nach Str. 3, 6 ff. müssen wir in Str. 4 das leise, süße Wort der Geliebten an ihn erwarten, diese aber ist so gehalten, als ob die Geliebte die Worte zu sich selbst spräche, eben erst den Entschluß faßte. So leidet das ganze Gedicht von Anfang bis zu Ende an Unanschaulichkeit.

---

34. An Emma.

Der erste, dem Jahre 1796 angehörende Entwurf des Gedichtes blieb liegen, bis Schiller es 1797 für den Musenalmanach des folgenden Jahres bearbeitete, der es mit der Unterschrift S. als Elegie an Emma brachte. Es war unter den Gedichten, welche er den 7. Juli an Zelter zur Tonsetzung schickte. Vgl. Band I, 169. 183. Die sechsversige Strophe besteht aus trochäischen Dimetern, von denen nur der erste und dritte voll auslauten, die übrigen um eine Silbe verkürzt sind; auf vier abwechselnd reimende Verse folgt ein abschließendes männliches Reimpaar, das einen scharfen End- und Gegensatz zum ersten Theil der Strophe bildet, wozu der männliche Reim viel passender ist als der schwebende weibliche, den wir Ged. 45 finden. Der Schmerz, daß die Geliebte ihm treulos werden, sich einem andern zuwenden konnte, spricht sich in der wehmüthigen Klage des an der Erinnerung an jene seligen Tage der Liebe treu hängenden Liebhabers rührend aus, der wohl fühlt, das jene ihn nicht geliebt haben kann.

Str. 1. Weitab liegt die Zeit meines Glückes, woraus nur ein lichter Punkt mir noch in der Erinnerung leuchtet, aber ohne meine Seele zu erwärmen. — V. 1. Die Ferne ist so weit, daß sie ihm ganz trüb erscheint, als ob ein Nebel auf ihr läge. Nebelgrau enthält einen Vergleich; in anderer Weise wird altergrau auf die Zeit übertragen. Sonst finden wir das Hauptwort Nebelgrau vom Nebel selbst. — V. 4. Mit Liebe, seines lichten Glanzes wegen. — Bei V. 5 f. schwebt der Gegensatz mit dem Lichte des Tages, der Sonne, vor, deren Strahlen erwärmen, was das Bild der Geliebten nicht vermag.

Str. 2. Daß es sich von einem ihm einst in Liebe verbundenen Wesen, einer noch lebenden Person handle, die ihn nicht mehr liebe, spricht sich hier aus, wo der Dichter gleich zur lebhaften Anrede überspringt. Wärest du durch den Tod mir entrissen, so lebtest du doch als Geliebte in mir fort, du wärest mein; jetzt lebst du, bist aber meiner Liebe abgestorben. Die Gegensätze und die Wiederholungen desselben Begriffs in andern Ausdrücken sind der Natur der Klage gemäß. — V. 1. In der Bezeichnung des Todes als langer Schlummer (vgl. Ged. 17 zu Ende) ist die Hoffnung auf einstiges Wiedersehen nur leise angedeutet. — V. 3. Dich besäße mein Kummer, sehr kühn für „in meinem Kummer hätte ich doch noch Theil an dir". — V. 5 bildet den Gegensatz zu V. 1 f., V. 6 zu V. 3 f.; aber lebst im Licht ist auch als Gegensatz zu meinem Herzen (für mein Herz) lebtest du gedacht. — Im Licht, der Sonne. Der etwas sonderbare Ausdruck für „das Licht der Sonne genießen" ist bloß durch den Gegensatz veranlaßt.

Str. 3. Wahre Liebe kann nicht aufhören, sie ist unsterblich. Die Frage ist bloß ein Ausruf seiner gepreßten Seele. — V. 1—4. Hier erst wird die Geliebte mit ihrem Namen bezeichnet. Der Dichter fühlt, daß diese, welcher er sein ganzes Herz geweiht, ihn nicht wahrhaft geliebt haben kann. V. 1 f. und V. 3 f. sind parallel ausgeführt. Ein so süßes Verlangen, wie die Liebe ist, kann nicht erlöschen; was erlöscht, kann eben nicht die Liebe sein. — Dahin ist und vergangen, eine matte Zusammenstellung. — V. 5 f. drücken gleichfalls in Frageform den Gedanken aus, daß die Himmelsgabe der Liebe unsterblich sei. Die Frageform paßt hier nicht; wir erwarten im letzten Reimpaare, wie in den beiden vorhergehenden Strophen, einen abschließenden Gegensatz, der auch wirklich in der frühern

Gestalt des Gedichtes sich fand; denn in den Horen lautete der Schluß:

Ob der Liebe Lust auch flieht,
Ihre Pein doch nie verglüht,

worin der Dichter die Unvergänglichkeit wahrer Liebe treffend durch sein eigenes Beispiel bewährt, da er, obgleich die Lust der Liebe durch die Treulosigkeit der Geliebten ihm längst geschwunden, doch ihre Qual noch immer empfindet. Diese eigene Erfahrung spricht er freilich in einem allgemeinen Satze aus; aber man fühlt, daß er diese Erfahrung selbst gemacht haben muß Als Schiller mehrere Jahre später das Gedicht in seine Sammlung aufnahm, entging ihm wohl diese Bedeutung des Schlusses, woher er ihn auf sehr unbefriedigende Art änderte. Körner urtheilte als er noch nicht wußte, daß das Gedicht von Schiller sei, der Gedanke dieser Strophe sei alltäglich, der Ausdruck matt, die Verse steif. In den beiden ersten Strophen fand er Wohlklang und Empfindung.

---

35. Das Geheimniß.

Es stand auf dem vorletzten Bogen des Ende September 1797 ausgedruckten Musenalmanachs auf das folgende Jahr. Vielleicht gehört es in den Mai 1797. Vgl. Band 1, 180. Auch hier könnte ein früherer Entwurf zu Grunde liegen. Das Gedicht drückt die Empfindung aus, daß das Glück der Liebe sich in die stille Einsamkeit flüchten müsse, da der Neid der Menschen es zu zerstören drohe. Ein Liebender, dem die

Geliebte durch einen Blick zu verstehn gegeben, daß er sie im Buchenhaine erwarten möge, spricht, eben dort eingetreten, dieses Gefühl aus; den Hain bittet er, die Liebenden zu bergen, und die dort fließende Quelle fleht er, sie möge zu einem starken Strome anschwellen, der sie gegen jeden Verräther schütze. Körner schätzte das Gedicht sehr: diese Zartheit des Tones, verbunden mit gehaltener Kraft, dieses ruhige Fortschreiten ohne Kälte, diese Reinheit von allem Fremdartigen seien Vorzüge, die man nur in sehr glücklichen Stunden erreiche. Uns scheint das Glück der Liebe gegen die Furcht vor Verrath zu sehr in den Hintergrund zu treten, die Furcht selbst in stark überspannter Weise dargestellt; dazu kommt, daß Str. 2 eigentlich aus dem Zusammenhang des Gedichtes herausfällt. Die achtversige Strophe ist eine Verdoppelung des Versmaßes von Ged. 22. Wir fanden diese Reimform in den Künstlern mannigfach verwandt, wo auch acht- und zwölfversige, ja viel längere Strophen dieser Art. 1795 dichtete Schiller in diesem Versmaß die Ideale. Frühere Dichter hatten sich desselben schon bedient, so auch Goethe in seinen Jugendliedern. Ganz ähnliche Strophen aus trochäischen oder um einen Fuß kürzern jambischen Versen sind daneben besonders beliebt, obgleich die Verdoppelung desselben Systems dem Wesen der Strophe widerspricht, die nicht in zwei gleiche Theile zerfallen darf.

Str. 1. Die Geliebte hat durch ein Zeichen mich in diesen Buchenhain bestellt, den ich jetzt still betrete. Möge er uns Liebende verbergen! Gleich am Anfang tritt uns die Furcht vor Verrath entgegen. Der Liebende konnte nicht einmal mit der Geliebten sprechen, sie mußte durch einen Blick ihn bestellen. — V. 2. Lauscher, keine bestellten Lauscher, sondern anwesende Personen, die zufällig hätten hören können, was

sie verabredeten. — *Waren wach*, beobachteten uns. Vgl. Str. 4, 4. — V. 3 f. Ihr Blick konnte nur das Stelldichein versprechen, nicht den Ort der Zusammenkunft bestimmen, aber es konnte nur derjenige sein, wo sie schon früher zusammengekommen. — Unverbunden schließt sich V. 5 an.*) Der Dichter ergeht sich sofort in einer Anrede des Buchenhains. *Buchenzelt*, wie im *Spaziergang* 22 ein *prächtiges Dach schattender Buchen* steht. Aehnlich braucht Heinse *Buchengewölbe*. Ged. 36, 5 ist das *grün belaubte Dach* eine Laube. — *Schön belaubt* ist eine matte Bezeichnung des Buchenhains. Vgl. *grün belaubt* Ged. 36, 5. — V. 7 wird der ganze Buchenhain als Hülle für die Liebenden gedacht.

Str. 2. *Ich höre von ferne das Geräusch der Arbeiter, die so sauer ihren Unterhalt sich erwerben müssen, während dem Glücklichen das Glück von selbst zufällt.* Diese zum Ganzen wenig passende Strophe sollte den Ort, wo der Liebende auftritt, und die Tageszeit näher bezeichnen: der Buchenhain liegt nicht gar weit von den Wohnungen der Menschen, wohl vom Dorf entfernt, und es ist noch heller Tag. Der Gedankengang wird zu unangenehm dadurch gestört. Fällt die Strophe weg, so fließt dieser viel reiner. Eine Andeutung, wie der Dichter sie hier gab, hätte in der ersten Strophe eingeführt werden sollen — V. 1 f. bezeichnen das verschiedenartige vom Dorfe her erschallende Geräusch, wovon V. 3 f. das Rufen und das Hämmern hervorheben. — V. 3. *Hohles*, undeutliches,

*) Ursprünglich staud *schleich'*, das wohl des Wohllauts wegen in *komm'* geändert wurde. Konnte der Dichter nicht etwa den Vers mit *Nun schleich' ich her* anfangen lassen, wie Goethe *die schöne Nacht* mit *Nun verlass' ich* beginnt? Die Bemerkung, er betrete den Buchenhain, kommt etwas seltsam. Besser würde dieser gleich angefleht, ihn zu bergen.

dumpfes. Vgl. Ged. 15 Str. 1, 3 — V. 5. Die kargen Loose, den kargen Lebensunterhalt. — V. 6. Dem harten Himmel, der sich den meisten Menschen so hart zeigt. — V. 7 f. Dem Glücklichen wird alles so leicht. Es kann sich dies unmöglich auf das Seelenglück der Liebenden beziehen, das nicht als Gegensatz zu der Mühseligkeit des Lebenserwerbes gelten darf, sondern der Satz ist allgemein. Zu dem Schiller geläufigen Gedanken vgl. Ged. 43, 18 f. Auch Thekla sagt in den Piccolomini (III, 5): „Aus Himmelshöhen fiel es (das Liebesglück) uns herab.“ Vgl. auch Ged. 36 Str. 11, 1 f. Ged. 97, 14 ff. Gegen Goethe äußert Schiller einmal, glückliche Gedanken und Gaben des Glücks fielen beide vom Himmel. — Leicht erworben, indem es leicht erworben wird. — Fällt sollte eigentlich vor aus dem Schooße stehn. Schiller schaltet mit der Stellung des Zeitworts sehr frei.

Str. 3. Unser Liebesglück müssen wir dem Auge der Welt entziehen, die eine solche Seligkeit nicht dulden kann. — An die auf unser Paar allein sich beziehenden beiden ersten Verse schließt sich V. 3 f. der allgemeine Gedanke an, daß die Menschen, weil sie selbst freudlos sind, andern ihre Freude immer stören, weshalb man den Genuß des Glückes dem Anblick der mißgünstigen Welt entziehen muß. — Daß dem Glück Verschwiegenheit zieme, spricht Don Manuel in der Braut von Messina dem Chore gegenüber aus. In anderer Weise wird Ged. 36 Str. 5, 5 ff. bemerkt, das Glück der Liebe fordere Einsamkeit. Daß sonst die ganze Welt ohne Freude sei, ist einseitig übertrieben. — V. 5. Wenn die Welt dein Glück sieht, wird sie dir es nie gestatten; du mußt es erhaschen, ehe sie es merkt und ihre Mißgunst es dir verkümmert. — V. 6. Mit entschiedenem Willen muß man sich es rücksichtslos zueignen. —

V. 7 besagt dasselbe in anderer Wendung: du mußt es dir entwenden oder rauben, also heimlich oder gewaltthätig dich in Besitz setzen. Der Ausdruck ist nichts weniger als scharf bezeichnend.

Str. 4. Geheim muß das Glück bleiben; vor dem Verräther entflieht es. Möge diese Quelle, sollte ein Verräther nahen, ihn mit Gewalt von uns abhalten! — V. 1—3. Der Dichter, der das Glück personifizirt, läßt es leise, daß keiner es merkt, den Menschen nahen und sich in Dunkel hüllen, aber, wo es gewahrt wird, enteilen. — V. 4. Wacht, wie wach Str. 1, 2. — V. 5 ist der Uebergang unvermittelt. Der Satz „sollte uns ein Verräther nahen“ wird dabei hinzugedacht. — Sanfte, wobei schon der Gegensatz zu der gewaltigen Aufregung des Anschwellens vorschwebt. — V. 7 f. Drohend, dem Verräther. — Empörter, aufgeregter, wie Ged. 8 a Str. 10, 6. — Dies Heiligthum, den Hain als Schutzort ihrer Liebe.

36. Die Erwartung.

Nach Schillers eigener Angabe im Inhaltsverzeichnisse (1803) ward das Gedicht schon im Jahre 1796 entworfen; die letzte Hand legte er erst im September 1799 an, wo er es zur Aufnahme in den folgenden Musenalmanach bestimmte. Am 24. sandte er es zum Drucke ab. Vgl. Band I, 236 f. Die Erwartung der Geliebten in einem herrlichen Garten an einem schönen Abende des Spätsommers spricht sich hier auf höchst anmuthige Weise

aus. Den einzelnen Stanzen gehen kleinere Strophen vorher, in welchen der Liebende, durch ein Geräusch veranlaßt, das Nahen der Geliebten zu hören glaubt, aber bald seine Täuschun gewahrt. Die beiden ersten, die gespannte Erwartung enthaltenden Verse sind daktylisch, nur daß der zweite Fuß einmal (Str. 5, 2) ein Trochäus ist, die beiden andern die Täuschung aussprechenden Verse ganz trochäisch. Der erste und dritte Vers enden weiblich, die beiden andern männlich; die Verse reimen abwechselnd trotz ihrer metrischen Verschiedenheit. Am Schlusse, wo der Dichter selbst eintritt, um die endliche Ankunft der den Harrenden überraschenden Geliebten zu beschreiben, steht eine Strophe aus vier jambisch-anapästischen Versen. Die Stanzen (vgl. zu Ged. 33) zeigen die bemerkenswerthe Abweichung, daß die beiden abschließenden Verse männlich reimen, wie auch die Stanze männlich beginnt, die ungeraden Verse dagegen weiblich auslauten. Uebergehen wir den Schluß und die kleinern, gespannte Erwartung und Enttäuschung bezeichnenden Strophen und berücksichtigen bloß die Stanzen, so zerfällt das Gedicht in drei Abschnitte. Im ersten (Str. 2 und 4) spricht sich die sehnsüchtige Erwartung der Geliebten aus. Die Laube soll sich für diese schmücken, die Lüfte sollen die Nahende freundlich umfächeln, die Nacht bald herankommen und die Liebenden in ihren Schleier hüllen. Str. 6 und 8 versenkt sich der Liebende in die Herrlichkeit des würzigen Sommerabends, des Sonnenuntergangs, der beginnenden Dämmerung und des aufgehenden Mondes. Es entspricht hier Str. 8 oben Str. 4, wie Str. 6 oben 2. Im dritten Theile kehrt Str. 10 die Sehnsucht nach der Geliebten zurück und steigert sich zur höchsten Ungeduld. Zur getäuschten Erwartung vergleiche man den Monolog Beatricens in der Braut von Messina, die den Geliebten im Garten erwartet: einmal glaubt dieser das Geräusch seiner Tritte, später

seinen Laut zu hören, bis zuletzt die Stimmen im Garten ihr seine Ankunft verkünden, und sie mit der frohen Gewißheit, daß kein Blendwerk ihr Ohr täusche, dem Geliebten entgegeneilt.

Str. 1. Das Säuseln der einen Gang nach der Vorderseite des Gartens bildenden Pappeln hält er für das Klirren des Riegels des Pförtchens an einem Nebeneingang. — In Riegel geklirrt kann man etwas Malerisches finden, kaum in dem alliterirenden Windes Wehen. Nur insofern das Pförtchen ziemlich entfernt und seine Erwartung gespannt ist, kann er das Schwirren des Windes in den Blättern für den Ton des sich öffnenden Pförtchens und des vorhergehenden Aufriegelns halten.

Str. 2. Er wendet sich zur Laube mit dem Sitze für die Geliebte, und er bittet diese, in ihrem lieblichen Dunkel sie zu empfangen. Daß sie sich dazu besonders schmücken, ihre Zweige sich dichter verschlingen sollen, ist eine der sehnsüchtigen Aufregung entsprechende, dem Unbelebten Leben und Gefühl beilegende Vorstellung. — V. 1 f. Grün belaubt, wie schön belaubt Ged. 35, 6. — Anmuthstrahlende. Eben ihrer reichen Anmuth wegen soll sich die Laube schmücken. Mißtönend ist der Hiatus mit empfangen. — V. 3 f. Schattend, gewählt für das gewöhnliche schattig. Hold und heimlich deuten das liebliche, vertrauliche Dunkel weiter an. Auch die Alliteration ist nicht ohne Wirkung. — Mit V. 5 geht er zur Luft über, die ihn an der Laube bei der Wärme des Abends so lieblich umweht; sie soll die Geliebte, wenn sie zur Laube wandle, liebkosend umfächeln. Die schmeichelnden Lüfte, von denen er sich umweht fühlt, genügen ihm nicht, alle sollen erwachen, um sie wonnig zu umspielen. — V. 6—8. Das Bild der Geliebten tritt am Schlusse vom Kopf bis zum Fuße uns anmuthig entgegen.

Str. 3. Da vernimmt er in den nahen Hecken ein Geräusch. Es scheint ihm, als schlüpfe jemand eilig durch den Heckengang, wobei er die Hecken berühre; aber bald bemerkt er, daß ein Vogel, durch irgend etwas aufgescheucht (man hätte dies näher bestimmt gewünscht), aus der Hecke auffliegt. Das sch in schlüpft, raschelnd, scheuchte, Schrecken (weniger in Busch) ist malerisch.

Str. 4. Sehnsüchtiger Wunsch, daß die Sonne nur bald untergehn möge, da sie nicht das Glück der Liebe belauschen dürfe, welches die Nacht in ihre trauten Schatten hüllen müsse. — V. 1 f. Hervor! Die abgebrochene Aufforderung ziemt der Ungeduld der Sehnsucht. — Geistig ist die Nacht, weil sie die Seele in sich selbst kehrt, da sie die zerstreuende Außenwelt in Dunkel und stille Ruhe senkt. So singt Goethes Philine, der Tag sei nur gut sich zu zerstreuen, aber sie denkt sich die Liebenden beim Lampenschein. — V. 3 f. Das Abendroth wird hier als Vorläufer der Nacht gedacht; V. 4. bezieht sich auf das darauf folgende Dunkel, welches die Laube geheimnißvoll bedeckt. Die in Dunkel gehüllten Zweige werden als ein Gewebe gedacht, in welchem die Liebenden ruhen. — V. 5. f. Den spähenden Tagesglanz meidet die Liebe. — Des Strahles unbescheidnen Zeugen, den Strahl (der Sonne), der unbescheiden auf sie schaut. — V. 7 f. Hesper, hier hart für Hesperus. Vgl. Ged. 57 Str. 8, 1. zu Ged. 3 Str. 6, 2. — Still herblickend, in Bezug auf seinen sanften Glanz, im Gegensatz zum unbescheidenen Zeugen, der Sonne.

Str. 5. Das Flüstern, das er nun zu vernehmen glaubt, ergibt sich ihm bald als das Geräusch des auf dem Wasser mit aufgespreiztem Gefieder umherkreisenden Schwans. Das Bild des Gartens wird durch die Erwähnung des Schwanen-

teiches näher ausgeführt. — V. 1 f. Rief ist etwas auffallend statt tönt'; Alliteration zu Ferne und flüsternden ist kaum beabsichtigt. — V. 3. Der Trochäus Stimmen statt eines Daktylus ist störend.

Str. 6 Er versinkt ganz in die Anschauung der Lieblichkeit seiner nächsten Umgebung. Zunächst gedenkt er der lieblichen Töne, die um ihn erschallen, des Rauschens des Springquells, der vom Winde bewegten Blumen und der freundlich sich zusammen findenden Vögel und Insekten; denn nur auf diese kann es sich beziehen, daß „alle Wesen Wonne tauschen" (V. 3), wofür man freilich einen bezeichnendern Ausdruck gewünscht hätte. Der Käfer und Mücken zu gedenken mochte ihm wohl zu gewöhnlich scheinen. In dem Jugendgedicht der Abend heißt es, der Käfer durchsumse die stille Luft, vom Zweige schlage die Nachtigall, es schwärme und lebe von tausend Leben. Die Alliteration in Westes, Wesen, Wonne (V. 3 f.) scheint beabsichtigt; auch Rauschen (V. 2) wirkt malerisch, wie Str. 3, 2 f. raschelnd, scheuchte, Schrecken. — V. 1. Ein Harmonienfluß, von zusammenströmenden harmonischen Lauten, wie in den Künstlern Harmonienbach, Harmonienmeer, Ozean der großen Harmonie steht. — V. 5 f. Der einladende Anblick der reifsten Trauben und Pfirsichen, sowohl ihre Reife, ihre „üppigschwellende" Fülle als ihr anmuthiges Hervorgucken zwischen den Blättern, zieht ihn an. Vgl. Ged. 38 Str. 2, 6. Die Jahreszeit erkennen wir hier bestimmt und das Bild des Gartens, dessen Springquell eben erwähnt ward, tritt immer lebendiger hervor. — V. 7 f. Die duftende, lieblich kühlende Luft.*) Allmählich

*) Richtig stand im Musenalmanach nach V. 4 und 6 Semikolon, an dessen Stelle in den Gedichten ein Komma trat.

kühlt es sich ab. Die Wange glüht aber nicht bloß von der Tageshitze, sondern auch von der leidenschaftlichen Aufregung sehnender Liebe. Vgl. Str. 10, 4. Die mehrfache Erwähnung der Lüfte (vgl. Str. 2, 5 f. und eben V. 3) ist störend.

Str. 7. Tritte glaubt er im Laubgange zu vernehmen, aber bald bemerkt er, daß nur eine reife Frucht dort heruntergefallen. — V. 1. Tritte erschallen stört den Wohllaut. — Schwer, zu schwer für den sie haltenden Stiel.

Str. 8. Beschreibung des herrlichen Sonnenunterganges, der einbrechenden Dämmerung, des aufgehenden Mondes. Ganz anders ist der Sonnenuntergang in dem schon erwähnten Jugendgedicht der Abend beschrieben. Vgl. Band I, 13. — V. 1 f. Der Sonnenuntergang wird als Tod der Sonne gedacht, als Brechen ihres flammenden Auges, da ihr Strahl immer mehr an blendendem Glanz verliert, je näher sie der Erde rückt. Dieser Tod ist aber süß, weil er so ruhig, ohne alle Qual erfolgt. Das Brechen des Auges ist doch ein wunderliches Bild von dem allmählich untergehenden Sonnenkreise. Eine sinnbildliche Beziehung darf man hierin so wenig sehn als darin, daß die Nachtblumen bei der darauf einbrechenden Dämmerung ihre Kelche öffnen, die sie vor der Sonne verschlossen gehalten haben (V. 3 f.). — Kühn, furchtlos. — V. 5. Still, ganz unbemerkt, ohne daß etwas seine Ankunft verkündete. — Strahlend, im Gegensatz zur Dämmerung.*) — 6. Man erkennt nun das einzelne nicht mehr, die Umrisse der Gegenstände verschwimmen ineinander, und so erblickt das Auge nur große Massen, die ganz ruhig vor ihm liegen. — V. 7 f. Dem sehnenden Liebhaber

*) Im Musenalmanach stehen nur Kommata nach V. 2, 4, 5, 6 und 7. Am besten setzt man Semikolon nach V. 2 und 4, Kolon nach V. 5, da die drei letzten Verse die Welt im Mondenschein darstellen.

scheint die Welt erst im Mondenlicht ihre wahre Schönheit zu entfalten. Das Bild, daß jede Schönheit sich entblößt zeige, was vorher bildlich durch das Lösen des Gürtels bezeichnet wird, ist anstößig. — Den Gürtel lösen für sich entkleiden nach dem Gebrauche römischer Dichter. Horaz braucht von den nackten Grazien solutis zonis (carm. I, 30, 5. 6). Von dem reizenden Anblick einer schönen Landschaft in der Abendröthe bemerkt Schiller 1793 in seinen zerstreuten Betrachtungen über ästhetische Gegenstände: „Die reiche Mannigfaltigkeit und der milde Umriß der Gestalten, das unendlich wechselnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die entfernten Objekte umkleidet, alles wirkt zusammen, unsere Sinne zu ergetzen."

Str. 9. Hatte bisher mannigfaches Geräusch ihn die Ankunft der Geliebten erwarten lassen, so glaubt er jetzt, wo das Auge leicht getäuscht wird, das Gewand der Geliebten an dem nach französischem Geschmacke zu einer Wand gezogenen Taxus zu sehn. Aber bald gewahrt er, daß ihn nur der Schimmer einer der manchen Bildsäulen des Gartens getäuscht. Hier erhalten wir zugleich noch einen neuen Zug zum Bilde des Gartens. — V. 2. Das seidne Gewand, das er zu sehn glaubt, deutet unabsichtlich darauf hin, daß die Erwartete eine vornehme Dame sei. Freilich bleibt es unbegründet, wie er eine solche hier erwarten kann; den Liebenden selbst müssen wir uns als Besitzer des Gartens denken. Der Wegfall des Artikels ist hier ohne Anstoß, dagegen hart der Daktylus glänzts nicht im. — V. 3 f. Säule, von der Bildsäule, wie Ged. 40 Str. 3 (in der frühern Fassung). Ged. 47 Str. 9, 2. — Dunkeln. Der Gegensatz ließ die Bildsäule um so heller sich abheben.

Str. 10. Aber jetzt ergreift ihn die Ungeduld der Sehnsucht, die sich nicht mehr mit der Betrachtung der Reize

des Gartens in der mondhellen Sommernacht zufrieden geben will, sondern tief empfindet, daß alle diese „süßen Bilder" für ihn nichts sind, daß nur ein einziges Gut ihn wahrhaft beglücken kann (den Gegensatz bezeichnen wesenlos und Schattenglück), daß er die Geliebte in seinen Armen halten muß. — V. 3. Ich fasse sie ja nicht mit meinen nach ihr sich leidenschaftlich sehnenden Armen. — Wenn er V. 5 ff. seine Sehnsucht, sein „sehnendes Herz", bittet, ihm die Geliebte heranzuführen, so betrachtet er diese wie eine geistige Macht, die ihre Befriedigung erwirken könne, wie der Fromme dem Gebete eine freilich durch Gott vermittelte Kraft beilegt. — V. 5. Die Lebende, im Gegensatz zu dem Schattenglück, etwas sonderbar statt sie lebend, wo das bestimmende lebend unnöthig, fast störend. — V. 6. Mich fühlen, höchst unbestimmt und bloß aus Reimnoth gewählt; es kann nur auf das zärtliche Drücken der Hand, nicht auf die Umarmung gehn. — V. 7 f. Ja, sobald er nur die geringste Andeutung von ihrer Ankunft sieht, wird das Schattenglück, das er eben empfunden, zu einem wirklichen werden, „der hohle (leere) Traum in das Leben treten". Als Geringstes nennt er in starker Uebertreibung den Schatten des Saumes des von ihr übergeworfenen, ihr nicht fest anliegenden Mantels.

Str. 11. Während er in sich versenkt da steht, überracht ihn die Ersehnte und weckt ihn mit ihren Küssen. Daß statt des Liebenden hier der Dichter erzählend eintritt, ist etwas störend, doch war es dadurch unvermeidlich, daß Schiller den Liebenden nach dem rührenden Ausdruck seiner Sehnsucht träumerisch in sich versinken läßt, worauf V. 1 f. entschieden hindeuten; ja man könnte den Worten nach sogar annehmen, er sei wirklich eingeschlafen. Warum ließ er aber den Liebenden nicht die nahende Geliebte vernehmen, und ihr voll jubelnder Freude entgegeneilen?

Dies würde viel wirksamer gewesen sein und das Ganze zu einer engern Einheit verbunden haben; aber den Dichter reizte das Bild des von Küssen der Geliebten nach so langer sehnsüchtiger Erwartung überraschten Liebenden, da darin sich mit einem Zuge die herzige Liebe auch von ihrer Seite ausmalt — Leise, um ihn zu überraschen, wodurch es auch möglich war, daß er aus seinen Gedanken nicht aufgestört ward. Zum Bilde vgl. Ged. 35 Str. 2, 7 f. — V. 3. Daß sie von der Seite oder gar vom Rücken her gekommen, ist nicht angedeutet, ja das Gegentheil anzunehmen, da der Dichter gerade ausführt, weshalb er sie nicht bemerkt habe. Den Zustand des Liebenden deutet das einzige weckte gar zu unbestimmt an; wir müssen das, was nach Str. 10 geschehen, eben errathen. Auch die Anknüpfung V. 1 mit und dürfte hier etwas zu unbestimmt sein.

---

37. Der Abend.

Das Gedicht ist durch den am 31. August 1795 von W. von Humboldt dem Dichter geäußerten Wunsch veranlaßt, er möge einmal einen Versuch in den eigentlich lyrischen Silbenmaßen machen, wie die klopstockischen und horazischen seien. Es fällt in den September, und ward bereits den 25. an Körner gesandt. Der Dichter bedient sich hier eines von Klopstock 1752 erfundenen, zuerst in der Ode an Sie, dann in Hermann und Thusnelda, 1781 und 1782 in den Oden der rechte Entschluß und die Rache angewandten Strophenmaßes, des ersten seiner eigenen

Erfindung. In den beiden ersten Versen folgt auf Basis und Choriambus eine katalektische jambische Tripodie (–⏑–⏑⏑–, ⏑–⏑–⏑), der dritte ist, wie im vierten asklepiadeischen Maße, ein Pherekrateus (–⏑–⏑⏑–⏑), der vierte die daktylische Penthemimeris (–⏑⏑–⏑⏑–). Vgl. die Erläuterungen zu Klopstocks Oden I, 41 f. Der Dichter stellt hier die Nacht als Zeit der Liebe dar, wie Philine in dem Liede im fünften Buche von Wilhelm Meisters Lehrjahren, welches Goethe dem Freunde im August mitgetheilt hatte. Er knüpft diesen Gedanken aber an ein Gemälde des von der Meergöttin Tethys beim Sonnenuntergang im Meere freundlich empfangenen Sonnengottes Phöbus an dessen Zügel der Liebesgott ergreift. Daß ein wirkliches Gemälde den Anlaß zum Gedichte gegeben, darf man wohl bezweifeln. Jedenfalls sollte es statt „einem Gemälde“ heißen „bei der Ansicht eines Gemäldes“. Entweder Schiller selbst oder der Maler wurde hier durch die ovidische Stelle (Met. II, 68) bestimmt, wo es von der Meergöttin Tethys heißt, sie empfange den rückkehrenden Phöbus in ihren Wellen (subiectis excipit undis). Hier wird Tethys als die liebende Gattin des Phöbus gedacht, die dem Gotte, wenn er am Abend dem Untergange sich naht, aus dem Meere hervor winkt und den vom Wagen herabspringenden in ihren Armen aufnimmt, während die Sage die Tethys nur als Gattin des Oceanus kennt. Der Dichter hat auf das Entsprechen des Metrums und des Gedankens, auf prosodische Bestimmtheit und Kraft, auf fließenden Wohllaut besondern Fleiß verwandt, und es ist ihm, obgleich er, wie er damals an Humboldt schreibt, im Versbau der roheste Empiriker war, das Gedicht in dieser Beziehung so wohl gelungen, daß er die klopstockischen Oden an metrischer Klarheit und Reinheit weit übertroffen hat. Nach dem zweiten Verse hat er mit Ausnahme der letzten Strophe immer einen

Sinnabschnitt, was in dieser Regelmäßigkeit störend wirkt, besonders da in den drei ersten Strophen auch der dritte Vers einen selbstständigen Sinnabschnitt gibt, ganz so gebaut ist und auf dieselben Worte schließt („Matter ziehen die Rosse", „Rascher fliegen die Rosse", „Stille halten die Rosse"),*) wodurch eine Eintönigkeit entsteht. Humboldt und Körner lobten das Gedicht sehr. Es herrsche darin ein sehr einfacher und reiner Ton, äußerte der erstere, das Bild male sich sehr gut vor dem Auge des Lesers und das Ganze entlasse ihn, wie man sonst nur von Stücken der Griechen und Römer scheide. Das sehr angenehme Silbenmaß sei trefflich behandelt; der Ausdruck schmiege sich ihm überall wie von selbst an; nirgends sei ihm eine Härte aufgestoßen. Auf Schillers Aeußerung, das Gedicht eigene sich vielleicht zur Tonsetzung, erwiederte Körner, es scheine ihm größtentheils von der Gattung, die nicht gesungen, sonders deklamirt werden sollten, wo der Dichter genossen werden müsse, wo die Darstellung in einer Reihe von Bildern liege, wofür der Tonsetzer keine Zeichen habe. „Die letzte Strophe ist musikalisch, auch die erste, jedoch weniger. Die Verse sind meisterhaft. Du mußt doch gestehn, daß dieses Metrum einen besondern Reiz hat, den man in den schönsten gereimten Gedichten nicht findet. Es tönt wie eine Melodie aus einer andern Welt. Diese Melodie nicht zu zerstören ist noch eine besondere Schwierigkeit für den Musiker." Trotz des guten Erfolges schrieb Schiller doch kein anderes Gedicht mehr in solchen gebundenen Strophen. Ueber die Absicht, die Macht der griechischen Silbenmaße in den Chören seiner Malteser zu versuchen, kam er nicht heraus. Die spätern Chöre der Braut von Messina sind von diesen Maßen sehr verschieden

*) Nur in der zweiten und dritten Strophe sind die Rosse des Sonnengottes verstanden.

Str. 1 f. Lebhaft versetzt sich der Dichter in die der Darstellung des Gemäldes vorhergehende Szene. Es ist ein heißer Sommernachmittag, noch steht die Sonne ziemlich hoch am Himmel, Feld, Menschen und Thiere schmachten vor Hitze. Deshalb fühlt er sich zur Bitte getrieben, der vom Himmel strahlende Gott möge mit seinem Wagen endlich herabsinken. Er denkt sich den strahlenden Gott wohl, wie Ovid (Met. II, 40. 41), mit einem Strahlenkranze um das Haupt. Vgl. Ged. 30, Str. 5, 7. Störend ist die Erwähnung der Rosse auf Erden (V. 3), da unmittelbar darnach vom Sonnenwagen die Rede ist. Besser würde wohl der Stiere gedacht, wie bei Horaz carm. III, 6, 41—44. 13, 10. 11. Vom Himmel wendet der Dichter seine Blicke auf das Meer, worein der Gott seinen Wagen hinabsenken soll. Dort lächelt die Göttin Tethys*) jenem hold zu und lockt ihn zu sich heran. Der Dichter, der bisher seine Bitte durch das Schmachten der Natur begründet hat, macht jetzt auch den Gott auf die Lockung der Tethys aufmerksam. — Str. 2, 1 ist der einzige metrisch nicht klare und fließende Vers. Metrisch wäre in besser als aus. — Krystallen, wie die römischen Dichter das Meer gläsern nennen. Vgl. zu Ged. 30 Str. 10, 8. 57 Str. 9, 10. — V. 2. Das alliterirende lieblich lächelnd ist malerisch. — Erkennt dein Herz sie? „Siehst du nicht, daß die Geliebte es ist?" Nach dieser Anrede geht der Dichter V. 3 zur Erzählung der dem Gemälde unmittelbar vorangegangenen Szene über. Der Gott beeilt sich, und noch immer winkt ihm die Göttin aus dem Meere.

---

*) Schiller schrieb hier Tethys statt Thetis, eine freilich schon ältere Verwechslung, die man aber trotz Gödeke mit Recht neuerdings weggeschafft hat. Schrieb ja Schiller Ged. 57 Str. 10, 6 gar Thetys, welche Unform man ohne Zweifel beseitigen muß.

Die Bezeichnung der Tethys als göttlich soll sie wohl als ebenbürtige Gattin des Gottes darstellen.

Str. 3 schildert die eigentliche Handlung des Bildes. — V. 2. Der Führer, der Lenker. Vgl. Ged. 21 Str. 17. Ged. 28 Str. 3, 1 f. — Cupido findet sich überall ein, wo es gilt den Liebenden zu helfen. Die Horen besorgen sonst die Sonnenrosse, die hier am Ufer des Meeres stehend gedacht werden, ohne daß der Dichter sonst die Oertlichkeit weiter beschreibt. Bei Homer trinken die Rosse des alten Priamos am Skamander (Ilias XXIV, 350 f.).

Str. 4. Wie der Dichter mit der Szene beginnt, die der Darstellung des Gemäldes vorangeht, so deutet er am Schlusse das darauf Folgende kurz an. Die Nacht zieht am Himmel herauf, nach ihr kommt die Liebe als Herrscherin der Nacht und fordert die Welt zum Liebesgenusse auf, wobei gleichsam zur Begründung auf den Sonnengott verwiesen wird, der gleichfalls der Liebe pflege. — V. 1—3 entsprechen gewissermaßen der Aufforderung an die Sonne Str. 1. — Mit leisen Schritten, unmerklich. Vgl. Ged. 36 Str. 11, 1 f. Der Dichter denkt sich die Nacht als mit einem Flor den Himmel umziehend. Etwas störend ist das Erscheinen der Liebe nach Erwähnung des Cupido. Süße bereitet gleichsam die folgende Anrede vor. — V. 4. Der liebende ruht statt des gewöhnlichen „ruht jetzt und liebt". Freilich steht der liebende nach Phöbus hier etwas sonderbar, da der Hauptnachdruck auf diesem Begriffe ruht.

38. Sehnsucht.

Der Entwurf des Gedichtes fällt in das Jahr 1801; die letzte Hand wurde von Schiller im Februar oder März 1802 daran gelegt, um einen Beitrag zu Beckers Erholungen zu liefern. Vgl. Band I, 251. 254 f. Schiller schätzte das Lied mit Recht, weil es „etwas Gefühltes, Poetisches habe". Es ist eine lyrisch ausgeführte allegorische Darstellung des Gedankens, daß nur der fromme Glaube uns die Ueberzeugung von dem wonnigen Glücke des Jenseits verschaffen könne. Das Gemüth fühlt in sich den Drang nach einem seligen jenseitigen Leben, das es sich auf seine Weise ausschmückt, aber nur der Glaube kann uns die frohe Ueberzeugung davon gewähren. Das, was das Gemüth sich ersehnt, wird hier als ein jenseits erschautes Wonneland dargestellt, von dem der Dichter durch einen hochgehenden Strom getrennt ist; hinübertragen kann ihn nur ein Nachen, der, wenn er sich ihm muthig anvertraut, ihn sicher hinbringen wird; dieser beseelte Nachen ist der Glaube. Wir haben hier den entschiedensten Gegensatz zu Ged. 28. Man darf nicht in allen einzelnen Zügen der Allegorie eine bestimmte Bedeutung suchen; eine solche Forderung verkennt das Wesen der allegorischen Dichtung, die ein lebendiges Ganzes, kein bloß bekleideter Gliedermann sein darf. Die dem jambischen Maße in Ged. 35 entsprechende trochäische Strophe ist dieselbe, deren sich Schiller schon Ged. 20 und 25 (hier mit einem Chore), später zum Theil in der Würde der Frauen, dann in Kassandra, dem Jüngling am Bach und im Siegesfest (hier wieder mit einem Chore) bedient hat.

Str. 1. Sehnsucht nach dem jenseitigen Lande, dessen Hügel ihn zu sich hin ziehen. Der Ort, wo der Sehn=

süchtige sich befindet, wird als ein kaltes, in Nebel gehülltes Thal bezeichnet, aus welchem kein Pfad zur Höhe hinaufführt; letzteres im Gegensatz zu dem schönen jenseitigen Lande, wo er überall Hügel erblickt, die seine Seele ahnungsvoll ergreifen. Von hier treibt es ihn weg (V. 3 f.); zum Jenseits möchte er hinfliegen (V. 7 f.). — V. 6. Ewig jung,*) eben weil sie immer grünen. Vgl. Ged. 57 Str. 7, 6. — V. 7. Hätt' ich Flügel, nach dem schönen Volksliede „Wenn ich ein Vöglein wär Und auch zwei Flügel hätt'", das in Herders Sammlung der Flug der Liebe überschrieben ist.

Str. 2. Von den Höhen wendet sich der Blick zur Niederung. Süße Töne und Düfte bringen ihm die dort so sanft wehenden Winde zu; herrliche Früchte und nie welkende Blumen, von denen jener Duft kommt, erfreuen sein Auge. — V. 2. Töne süßer Himmelsruh, die himmlische Beruhigung der Seele geben. — V. 5 f. erinnern etwas stark an Mignons Lied von dem Lande, wo „im dunkeln Laub die Goldorangen glühn". Hier ist natürlich jede Beziehung an das dort der rührenden Sehnsucht Mignons vorschwebende Heimatland Italiens ausgeschlossen. Die ganze Strophe, die im ersten Abdruck fehlt, ist wohl späterer Zusatz. Dem Dichter schien bei der Herausgabe in der Sammlung der Gedichte die Schilderung des Jenseits zu wenig ausgeführt; deshalb fügte er eine neue Strophe hinzu, wenn er nicht eben eine früher von ihm unterdrückte wieder aufnahm. Man hat gemeint, Str. 3 schließe sich besser an Str. 1 an, aber in letzterer ist bloß von den Hügeln die Rede, wogegen der Anfang von Str. 3 nicht auf jene Hügel allein zu gehen scheint.

*) Im ersten Drucke in Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen steht ewig hell.

Noch weniger Anstoß kann der Uebergang von den Gegenständen des Gesichts zu denen des Gehörs und umgekehrt geben. Der Klänge wird nur Str. 1, 2 f. gedacht und an diese werden passend die Düfte geschlossen.

Str. 3. Leider trennt ihn ein gefährlicher Strom vom herrlichen Jenseits. Wie schön muß es sein dort zu wandeln (V. 1 f.), jene Hügel zu besteigen (V. 3 f.)! Der Dichter hebt hierbei hervor, daß dort ewiger Sonnenschein herrsche und die Luft auf den so herrlich ihm entgegenleuchtenden Höhen ganz besonders labend sein müsse. So kehrt er zu jenen Hügeln zurück, deren er sogleich am Anfange (Str. 1, 5) gedacht hat.*) Aber wie mächtig er auch zu dem seligen Jenseits sich hingezogen fühlt, ein gewaltig reißender Strom, dessen Wellen hoch gehen, hält ihn von dort zurück, da er sich auf ihn nicht wagt. Dieser gefährliche Strom ist ohne allegorische Bedeutung; er soll nur den übersetzenden Nachen einleiten. Vgl. Ged. 69 Str. 10, 9 f. Wer daran Anstoß nimmt, beschränkt die Freiheit der allegorischen Dichtung viel zu ängstlich. Auch daß Sehnsucht und Grausen in derselben Strophe einander gegenübertreten, ist nicht anstößig. Man hat unser Gedicht ganz irrig auf den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit bezogen, und so auf seltsame Weise im Strome die verwirrende Fluth sinnlicher Eindrücke gesucht. Will man die Allegorie hier durchführen, so könnten unter den Wellen jenes Stromes nur die quälenden Zweifel verstanden werden.

Str. 4. Nur, wer frisch vertraut, kann dorthin gelangen. Ein Nachen ist zwar auf dem Strome, aber die wilde Bewegung desselben macht ihn auf und ab schwanken und er ist ohne Fährmann. V. 3—8 kann kaum der Redende sich

*) V. 4 steht im ersten Drucke Ach statt O.

selbst zurufen (es müßte denn angenommen werden, daß eine innere Stimme in seiner Seele sich erhebe, was auch wenig wahrscheinlich), sondern der Dichter ruft es ihm zu. Ohne Angst muß er in den Nachen springen; denn dieser ist beseelt und wird ihn ohne Steuer zum jenseitigen Lande führen — V. 3 f. Ohne Wanken, ohne dich durch die drohende Gefahr in deinem Entschlusse wankend machen zu lassen. — Bei der Beseelung schwebt die Stelle der Odyssee VIII, 557 ff. vor, wo Alkinoos von den Schiffen der Phäaken sagt, sie hätten keine Steuerleute noch Ruderer, aber sie wüßten von selbst den Sinn und die Gedanken der Menschen, kennten alle Städte und Länder. — V. 5 tritt in du mußt glauben der eigentliche Sinn der Allegorie bestimmt hervor, aber sofort greift der Dichter zum allegorischen Ausdruck zurück. — V. 6. Du kannst keine äußere Sicherheit beanspruchen, daß du dahin gelangen wirst — Die Götter, die das Leben lenkende Macht, nach stehendem dichterischen Gebrauch, wie im Ausruf Götter! Vgl. Ged. 25 Str. 6, 1. Ged. 60 Str. 16, 4. Körner tadelte den Vers; schon der Ausdruck wolle ihm nicht gefallen, und die drei schweren einsilbigen Wörter nacheinander nebst dem Trochäus leihn kein machten einen Ueberklang. Schiller ließ es dabei bewenden, da sich ihm wahrscheinlich keine Aenderung ohne Umgestaltung des ganzen sonst so trefflichen Schlusses ergab. — V. 7 f. Den Gedanken „nicht auf gewöhnliche Weise gelangt man in jenes Land", hat der Dichter so anmuthig als eindringlich dichterisch gehoben.

Nach Schillers Tode setzte dessen gefühlvolle Schwester Christophine das Gedicht zu folgendem Nachruf des heißgeliebten Bruders an seine Geliebten um.*)

---

*) Vgl. Westermanns Monatshefte XXXIV, 546 f.

Fort aus dieses Thales Gründen,
Das der kalte Nebel drückt,
Wünscht' ich einst das Ziel zu finden,
Das mein Glaube froh erblickt.
Nun umgeben schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün,
Und die Hoffnung trug mit Flügel
Mich zu diesen Hügeln hin!

Engelchöre hör' ich singen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die reinen Lüfte bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Hier im ewig grünen Laub,
Und die Blumen, die hier blühen,
Werden keines Winters Raub.

Einem Nachen mich vertrauen,
Der mich sicher führt zum Ziel?
Hoher Glaube führt zum Schauen,
Mildert jedes Schmerzgefühl,
Mich erschreckt nicht mehr das Toben,
Das in jenen Tiefen braust;
Nimmer stört ein Sturm hier oben,
Wer das Heilge liebt und glaubt.

Selig kann man sich ergeben
Hier im ewgen Sonnenschein;
Denn die Luft auf diesen Höhen
Ist so köstlich, ist so rein.
Kommt, Geliebte! alle theilet
Diese Seligkeit mit mir!
Meine Sehnsucht ruft euch — eilet!
Hier ist ew'ge Labung — hier!!

---

29. Der Pilgrim.

Zuerst erschienen im zweiten Theile der Gedichte, und am 26. April 1803 dem Buchdrucker gesandt, der eine leere Seite ausfüllen wollte. Vgl. Band I, 260. Wie in der Sehnsucht, haben wir hier eine mit allem Glanze dichterischer Empfindung ausgestattete Allegorie. Der ihr zu Grunde liegende Gedanke ist kein anderer, als daß auf Erden nichts fest besteht, sondern alles in ewigem Wechsel begriffen, das Irdische nirgends himmlisch, unvergänglich ist (Str. 5, 3 f.). Der Dichter denkt sich einen wirklich nach einem solchen Orte auf Erden Wandernden, der dieser Wanderschaft all sein Glück geopfert hat, und endlich verzweifeln muß, je sein ersehntes, fromm geglaubtes Ziel zu erreichen. Irrig hat man hier an das Auseinanderliegen von Ideal und Wirklichkeit oder an das vergebliche Ringen nach Wahrheit gedacht. Uhland scheint durch unser Gedicht zur Romanze der Pilger veranlaßt worden zu sein. Das Versmaß ist dasselbe, wie in Ged. 38, nur daß hier die Strophen aus bloß vier Versen bestehen, wie man auch die Sehnsucht leicht abtheilen könnte. Vgl. Ged. 10.

Str. 1 f. In frühester Jugend habe ich meine Wanderschaft angetreten, alle häuslichen Freuden und allen Besitz aufgegeben. — Str. 1, 2. Und statt der zeitlichen Anknüpfung mit als. — V. 3. Die Tänze, zur Bezeichnung der Jugendfreuden. Vgl. Ged. 28 Str. 7, 6. Ged. 58 Str. 10. — Str. 2, 2. Warf hin, gab hin, verzichtete darauf. — V. 4. Kindersinn, von kindlichem Glauben.

Str. 3 f. Ich folgte einer innern Stimme, die mich nach Osten wandern hieß, wo ich durch eine goldene Pforte in das ersehnte Land gelangen werde. — Str. 3,

2. Dunkles, ahnungsvolles, geheimes.*). — V. 3. Ries. Es, ganz unbestimmt, von der innern Mahnung; es ist ja nicht auf Glaubenswort zu beziehen. — Str. 4, 1. Statt bis sollte eigentlich wenn stehn. — Pforten, ältere Dativform, der sich der Dichter aus Reimnoth bedient, wie Ged. 49 Str. 4, 2. Vgl. auch Ged. 52 Str. 7, 9. Ged. 72 Str. 1, 1. — V. 3 f. Denn dort wirst du das finden, was du suchst. Daß eine solche täuschende Stimme im Innern erschallt, kümmert den Dichter hier nicht. Auch Ged. 28 wird ja der Gläubige getäuscht.

Str. 5 f. Gar viele Tage ging ich weiter, ohne das Ersehnte zu finden; alle Hemmnisse auf meinem Wege bewältigte ich. — Str. 5, 3. Blieb verborgen, zeigte sich nicht. — V. 4. Das Präsens von dem, was immer fortdauert. — Str. 6, 3 f. entsprechen vollkommen Str. 6, 1 f., da sie die schlimmsten Strecken der Berge und Ströme bezeichnen.**)

Str. 7 f. Endlich kam ich an einen Fluß, von dem ich glaubte, daß er mich zum Ziele führen müsse: ich warf mich hinein, er aber trieb mich einem großen Meere zu, das mich nicht weiter vordringen läßt. — Str. 7, 2. Er vertraute diesem Flusse ganz besonders, weil er ausnahmsweise, wie von deutschen Flüssen nur die Donau, nach Osten floß. — V. 3. Bei der Bezeichnung des Flusses als Faden schwebt wohl die Sage von Ariadne und dem Labyrinth vor. — V. 4. Um die Handlung des Hineinwerfens als Haupthandlung hervorzuheben, schrieb der Dichter zwischen den Imperfektis das Präsens werf'; denn warf ist eine willkürliche Aenderung von Körner

---

*) Nach Glaubenswort hat Körner richtig Semikolon statt Komma gesetzt.
**) Bezeichnender wäre ein Semikolon nach Fuß V. 3.

oder dem Setzer seiner Ausgabe. Vgl. Ged. 9 Str. 13, 5. 7 (pocht, eilt). Ged. 56 Str. 12, 7 (horchen). Ged. 67 Str. 2, 1. Str. 4, 1 und Str. 5, 3 f. Band I. 389. Freilich bleibt es anstößig, daß Str. 8, 3 das Präsens in ganz anderer Weise nach dem Imperfektum folgt als hier, da es dort von der wirklich fortdauernden Handlung steht. — Str. 8, 4 tritt im Gegensatz zu Str. 7, 3 und als Einleitung der Schlußstrophe hervor. Verfehlt ist es, dem Strome eine bestimmte allegorische Deutung geben zu wollen, wohl gar an die kantische Philosophie zu denken. Vgl. zu Ged. 38 Str. 3.

Str. 9. So muß ich verzweifeln, daß ich je auf Erden zu jenem Orte gelangen, daß der Himmel, wo allein Unvergänglichkeit ist, je zur Erde herniedersteigen werde. Jeder Gedanke an die scheinbare Berührung des Himmels mit der Erde am Horizonte liegt hier fern, wie zum Ueberflusse die Bezeichnung der Himmel über mir (V. 2) und der weiter erklärende Schlußvers beweisen. So klingt das Gedicht mit rührender Verzweiflung aus, ohne Andeutung eines Trostes des sehnsuchtsvollen Herzens.

---

40. Die Ideale.

Unser Gedicht befand sich unter denjenigen, welche Schiller am 21. August 1795 an Humboldt sandte. Vgl. Band I, 127 ff. Der Schmerz über die Flucht der Jugend und ihrer schönen Träume strömt hier in voller, rührender Klage mächtig aus.

Der Dichter fühlt sich von der Empfindung ergriffen, daß seine Jugend, die ihn mit so holden Träumen umfing, vorüber sei, daß er in das Mannesalter getreten, wo die Wirklichkeit sich mit unerbittlicher Gewalt aufdringt (Str. 1 f.). Er ergeht sich in einer Beschreibung des hingeschwundenen Glückes, der wonnigen Lust, mit welcher seine ahnungsvolle Jugend sich der Natur bemächtigt hat (Str. 3 f.), der gespannten Erwartung, mit welcher er in die Welt hinaustrat (Str. 5), der mächtigen Entwürfe, die er sich bildete (Str. 6), der Hauptziele seines feurigen Strebens, der Ideale, die dem Jüngling winken (Str. 7). Diese Ideale hat er nur zu bald schwinden sehn, und so ist er auf seinem Lebenswege immer mehr vereinsamt (Str. 8 f.). Das einzige, was ihm noch geblieben ist und ihn aufrecht hält, ist die Freundschaft und die geistige, seine menschliche Bildung fördernde Thätigkeit (Str. 10 f.). Die Ueberschrift die Ideale umfaßt nicht den ganzen Inhalt unseres Gedichtes, welches den Verlust der goldenen Jugendzeit sehnsüchtig beklagt, aber sich zuletzt bei demjenigen beruhigt, was ihm noch geblieben. Es stellt nicht im allgemeinen den Verlust der Jugendzeit dar, sondern der Klagende ist eine bestimmte Person, ein Jüngling, den es mächtig getrieben hat, alles Höchste zu erreichen, den aber das Leben bitter geschult, ihn auch um den Genuß der Liebe, wohl durch Treulosigkeit der Geliebten, betrogen hat. Schiller selbst hat sich hier keineswegs dargestellt; das Gedicht ist objektiv gehalten, ganz in Goethes Sinne, an den auch die Sprache vielfach erinnert, nur daß die Klage hier wortreicher sich ergießt, wie es in Schillers rhetorischer Weise und seinem Hange nach glänzender Darstellung lag. Er selbst bemerkte hier später das Uebermaß und suchte es wegzuschaffen, wie er auch den Ausdruck an ein paar Stellen änderte. Der von vielen Seiten gegen das Gedicht ausgesprochene Tadel beruht auf Mißverständniß und

irriger Beurtheilung. Das Versmaß ist dasselbe, wie in Ged. 35.

Str. 1. Du willst mich also auf ewig verlassen. Die angeredete Jugendzeit wird erst V. 6, und zwar nur umschreibend, genannt, ähnlich wie Ged. 29 Str. 1. Ged. 30 Str. 2. — Treulos, weil er auf ihren ewigen Bestand gehofft hatte. — Allen V. 4 weist auf die V. 2 f. Genannten zurück. — V. 5 schließt asyndetisch an. — Verweilen, aufhalten, zum Verweilen bestimmen. — V. 6. Golden, ein gangbares Beiwort der schönen Jugendzeit, nach bekannter Uebertragung. Vgl. Ged. 3 Str. 3, 6. Band I, 540. — V. 7. Vergebens! wozu aus dem vorigen zu ergänzen „ist jeder Versuch, dich zu halten". Unaufhaltsam fließt sie dahin, wie ein dem Meere zuströmender Fluß.

Str. 2. Die eben erwähnten holden Phantasien (Str. 1, 2) führt er weiter aus. Die Ideale der Jugend sind mir verschwunden, der Glaube daran ist dahin. — V. 1 f. Die Ideale werden als hellstrahlende Sonnen seiner Jugendzeit bezeichnet. So sagt Thekla in Wallensteins Tod (IV, 12), als sie Max gesehen, sei ihr die Welt „von tausend Sonnen aufgehellt" gewesen. — V. 3 f. Der fremde Ausdruck Ideal ist anstößig, Phantasie (Str. 1, 2) schon eingebürgerter. — Bei zerrinnen schwebt das Bild von Lufterscheinungen vor. — Geschwellt, treffend für gehoben. Vgl. Str. 4, 1 f. Ged. 63 Str. 4, 4. — V. 8. Das, „was einst so schön, so göttlich war", sind gerade jene V. 6 bezeichneten Ideale.*) In den später bei der Aufnahme in die

---

*) V. 7 lautete früher „der feindlichen Vernunft zum Raube". Da bei der vorgenommenen Abkürzung die Erwähnung der Wirklichkeit weggefallen war, so brachte der Dichter sie hier als Gegensatz zu den Idealen an. Aehn-

Gedichte unterdrückten, von Körner unter dem Texte gegebenen acht Versen werden zunächst die Ideale mit einer im Keimen erstarrenden Frucht verglichen und die Zerstörung seiner frohen Träume von der rauhen Hand der Gegenwart bezeichnet; dann aber erscheint wieder die Wirklichkeit als den Geist bindend und umlagernd, die Schöpfung der Gedanken niederstürzend, den Flor der Dichtung zerreißend. Hier verwirrten sich freilich die bunten Bilder gar zu sehr. Bei der jetzigen Fassung kann man kaum noch eine Ueberfülle tadeln, ja wir würden noch ein paar andere Bilder nicht für übermäßig halten, wenn jedes nur eine gewisse Ausführung erhielte, nicht in jedem Verse ein neues sich einstellte; denn Schmerz und Freude lieben es, dasjenige, was sie aufregt, mit allem, was irgend sich dazu anbietet, zu vergleichen.

Str. 3 f. Die Beschreibung seines hingeschiedenen Jugendglückes beginnt er mit der Schilderung seiner liebevollen Beseelung der Natur. Jean Paul irrte sehr, wenn er auch hierin die Ideale geschildert sah, und deshalb die Schilderung für sehr fehlerhaft hielt. — V. 1—4. Vgl. Band I, 413. — Flehendem, daß sie seinen Wunsch erhören möge. An das Anflehen der Venus ist nicht zu denken.*) — V. 5 f. Der Vergleichungspunkt liegt in der leidenschaftlichen Glut. — Mit Jugendlust kommt etwas matt nach.**) — Str. 4, 1—4. Seine

---

lich im Karlos IV, 21 im Auftrage des Marquis Posa an die Königin für seinen Jugendfreund.

*) V. 2 stand ursprünglich den Stein Pygmalion.

**) Ursprünglich lautete der Schluß der Strophe:

So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr.

feurige Liebe theilte er der Natur mit und sie fand in seinem Kusse eine Sprache, da sie die Stimme seines Herzens verstand. Das letztere wird hier dem Küssen (V. 3) beigeordnet. Die Wortstellung von wiedergab und fand ist gezwungen (anders ist es bei fand nach „theilend meine Flammentriebe"); bei der frühern Gestalt der Strophe war sie ganz regelrecht.*) — V. 6. Silberfall, nach Silberquelle. Vgl. Silberbach, Silberfluß, Silberflut. — V. 7 f. Selbst der todte Stein wurde belebt, indem mein Leben in ihm einen Wiederhall fand. Man hat den Dichter getadelt, daß er den allgemeinen Begriff (das Seelenlose) statt eines besondern Gegenstandes gewählt: allein die allgemeine Bezeichnung war eben zur Hervorhebung des Gegensatzes durchaus gefordert, und tritt der Gedanke dadurch viel bezeichnender hervor.

Str. 5. Mit gespanntester Erwartung trat ich ins Leben, das mir leider so wenig bieten sollte. — V. 2 f.

Hier war das Bild zu ängstlich ausgeführt. Säule stand für Bildsäule, wie Ged. 36 Str. 9, 3. Die Römer brauchen freilich nodus von der Umschlingung, und bei den Franzosen steht noeud von jedem Bande; auch Wieland hat Liebesknoten für Liebesbande, wie die Engländer sagen the knots of love. Gar nichts haben damit die Liebesknoten (love-knot, the lovers knot) zu thun, die man am Martinsabend schlang. Auch der Liebe Verknotigung (Befestigung) in Simon Dachs Aennchen von Tharau gehört nicht hieher, wo des Dichters Liebe sich seltsam um die Säule der Natur schlingt. Vgl. zu Ged. 52 Str. 6, 2. Ged. 69 Str. 5, 1. Humboldt hatte Str. 3 und 4 für ganz gelungen erklärt.

*) Die Strophe begann früher:

Bis, warm von sympathetischem Triebe,
Sie freundlich mit dem Freund empfand.

Die Veränderung wurde durch die Schwäche des Ausdrucks (V. 2) und den etwas nüchternen „sympathetischen Trieb" veranlaßt.

Ein kreisend All, eine Welt von Entwürfen, die nach ihrer Verwirklichung sich sehnten. Vgl. Ged. 3 Str. 6, 5. — Kreisen, von der unruhigen, wirbelnden Bewegung. In der Bedeutung gebären wollen, worin man gewöhnlich kreißen schreibt, kann es hier, will man nicht einen starken Wechsel der Bilder oder große Unklarheit annehmen, des folgenden Infinitivs wegen nicht stehn: denn herauszutreten soll offenbar heißen, daß es (das All) heraustrete. Aehnlich sagt Schillers Demetrius: „Es dehnte allgewaltig sich die Brust, als wollte sie ein Ewiges umfassen.“ — V. 4. That und Wort beziehen sich auf das Leben, Bild und Schall auf die Kunst (die bildende und zeichnende, wie Dicht- und Tonkunst), wenn nicht etwa bloß bildende und Tonkunst hervorgehoben werden sollen. — V. 5. Diese Welt, das kreisende All (V. 2). — V. 6. Als sie noch ahnungsvoll in meiner Seele lag. Die Knospe ist keineswegs sein Herz, sondern es ist nur ein bildlicher Ausdruck im Gegensatz zur Entfaltung der Blume. — V. 7 f. darf man nicht bloß auf dichterische Plane beziehen; sie gehen auf alles, was V. 3 f. andeuten.

Str. 6. Mit welchem kühnen, fröhlichen, sorglosen, Muthe*), mit welchen hochfliegenden Entwürfen trat ich in die Welt? An den bildlichen Ausdruck „himmelhoch flog er“ (vgl. Ged. 3 Str. 5, 3 f. 8a Str. 3, 1)**) schließt sich der all-

---

*) Ursprünglich stand V. 2 „Ein reißend bergab rollend Rad“ und V. 4 Lebens Pfad. Der Vergleich war sehr unglücklich gewählt. Schon Humboldt bemerkte nach dem ersten Lesen, der Vers sei ihm etwas hart, aber Schiller änderte damals nicht.

**) Aether, gewählter als Himmel, da es die reinste Himmelsluft bezeichnet. — Bleich, von schwachem Glanze. Die am wenigsten glänzenden Sterne denkt er sich als die fernsten. — Erhub schrieb Schiller ursprünglich statt erhob. Vgl. Band I, 410.

gemeine an, der aber zuletzt an das bereits gebrauchte Bild wieder anknüpft.

Die Strophe mit dem Gleichnisse, das den kecken Muth des den Idealen nachjagenden Jünglings schildern soll, ließ Schiller in der Sammlung der Gedichte weg, weil dieses am Ende über sein Ziel hinausgeht und auch die Ausführung manches Anstößige enthält. Der gewaltsam vom Felsen herabstürzende Fluß hätte ein passendes Gleichniß gegeben. — V. 3 f. sind keineswegs klar. Der Strom ist durch viele Nebenflüsse reißend geworden. Man vergleiche dagegen die schönen homerischen Gleichnisse Ilias V, 87 ff. XI, 492 ff.

Str. 7. Wie glücklich war ich, da die Ideale der Liebe, des Glücks, des Ruhms, der Wahrheit mir noch als erreichbar vor der Seele schwebten! Humboldt hebt diese Strophe als sehr dichterisch und malerisch vor. — V. 1—4. Auch hier fährt der Dichter in der Str. 6, 4 ff. glücklich eingeführten dritten Person fort. — Zum Bilde vom Wagen zu Ged. 28 Str. 6, 5. — Der eigentliche Ausdruck tritt V. 2 störend zwischen die bildlichen. Sonderbar läßt der Dichter V. 3 die Ideale vor dem Wagen in der Luft tanzen. Der Vergleich erinnert unwillkürlich an den Mückentanz. Vgl. Str. 10, 1. — V. 5 hatte Schiller die Minne geschrieben, statt die Liebe, was er auf Humboldts Bemerkung, Minne scheine ihm mehr spielend als ernst und dem Geiste des Stückes weniger angemessen, sofort änderte, da die Wiedereinführung des alten Wortes in seiner vollen edlen Bedeutung noch nicht durchgeführt war. Die Alliteration mit Lohn dürfte hier weniger glücklich sein, da dieselbe in V. 3 (Lebensluftgen) in einem ganz andern Bilde sich findet. Der süße Lohn gibt der Liebe keine so anschauliche Bezeichnung, wie sie die drei andern Ideale V. 6 f. erhalten.

Str. 8 f. Aber nur zu bald entschwanden diese Ideale meinen Blicken, der Weg ward rauh und finster, und kaum noch von der Hoffnung erhellt. — Str. 8, 1. Auf des Weges Mitte. Der Weg kann nur das Leben sein. Die Bezeichnung ist etwas gar unbestimmt. — V. 2—4 hat man mit Unrecht als weitschweifig bezeichnet; die Ausführung, wie sie sich seitwärts entfernen, einer nach dem andern, ist sehr berechtigt, doch treulos sollte hier nicht wiederkehren. Vgl. Str. 1, 1. — V. 5—8 bezeichnen den wirklich eingetretenen Verlust der Ideale, aber in einer andern Ordnung als Str. 7. — Leichtfüßig. Dem Glücke legt er Füße bei. Vgl. Ged. 35 Str. 4, 1. In der Braut von Messina sagt Don Manuel, das Glück sei geflügelt, rasch verfliege es, wenn die Geschwätzigkeit voreilig wage, die Decke zu erheben. Die alten Dichter legen in gleicher Weise den personifizirten Begriffen Füße bei, wie Homer dem Verderben und den Bitten (Ilias IX, 502 ff. XIX, 91 f.). Die Rache wird als lahm, langsam kommend gedacht (Hor. carm. III, 1, 32). Das Entschwinden des Glaubens, die volle Wahrheit zu ergründen, wird ausführlicher in drei Versen geschildert.*) — Str. 9, 1 f. Die Nichtigkeit des Ruhms erkannte er daran, daß er Unwürdigen zu Theil ward. Am ungenügendsten ist das Aufgeben der Liebe dargestellt, deren Wonne mit der des Lenzes verglichen wird.**)

---

*) Nach V. 5 stände besser Semikolon, das auch wohl nach Str. 9, 2 an die Stelle des Punkts treten sollte.

**) Früher lauteten die vier ersten Verse der Strophe:

Des Ruhmes Dunstgestalt berührte
Die Weisheit, da verschwand der Trug.
Der Liebe süßen Traum entführte
Ach! allzuschnell der Hore Flug.

Wahrscheinlich schien es dem Dichter anstößig, daß neben der eben genannten

— V. 5 f. bilden einen entschiedenen Gegensatz zu Str. 7, 1 f. — V. 7 f. deuten auf seine fast völlige Trostlosigkeit. Die Hoffnung wird hier nicht persönlich gedacht; der Ausdruck ist bildlich. Vgl. Ged. 75 Str. 2, 3.

Str. 10 f. **Nur Freundschaft und geistige Thätigkeit sind mir jetzt geblieben, deren hohen Werth ich tief empfinde.** Humboldt fand diese Strophen „unübertrefflich und über alles ergreifend"; die letzte schildere auf überaus eigenthümliche Weise Schillers Leben und Individualität, diese fortwährende Geistesthätigkeit, die keiner Schwierigkeit erliege, nie ermüde, wie langsam auch der Fortschritt sei, und endlich immer zum Ziele gelange. Daß aber Schiller sich nicht ganz in dem hier redend Eingeführten darstellt, deutet der Verlust der Liebe an; denn es ist eine Thorheit zu behaupten, die Liebe zu seiner Gattin habe sich zur edelsten Freundschaft verklärt, und Schiller denke in Str. 10 auch an seine Gattin. — Str. 10, 1. **Das rauschende Geleite**, die „luftige Begleitung" (Str. 7, 4); mit vielem Geräusche flogen sie vor dem Wagen her. In schärfsten Gegensatz tritt **liebend**. — V. 4 erreicht die Trauer den höchsten Grad der Rührung, worauf dann um so entschiedener der Umschlag eintritt. — **Zum finstern Haus.** Vgl. Ged. 11 Str. 4, 1. — V. 6. Dichterische Umschreibung; die **Hand** gehört eigentlich in den Relativsatz („mit leiser, zarter Hand"). — V. 8. Daß der **Dichter** oben der Freundschaft nicht gedacht hat, darf nicht auffallen; erst jetzt weiß er ihren Werth ganz zu würdigen.

Wahrheit hier noch die Weisheit genannt werde; sonst war das Bild ein sehr glückliches. Bei der Hore schwebte vielleicht die Stelle des Horaz vor: Quae rapit Hora diem (carm. IV, 7, 8). Sonst kommen bei Schiller der **Lauf** und der **Tanz** der Horen vor (Ged. 43 Str. 7, 1. 53 Str. 9, 1).

Vielleicht schwebte Klopstocks Ode an Cidli vor, wo es heißt: „O, die ich suchet' und fand!"*) — Str. 11, 1 zeigt, daß der Dichter nur eine solche Freundschaft meine, welche aus geistigem Drange hervorgehe. Auch Schiller hatte solche frühe gefunden. — V. 3. Beschäftigung. Humboldt nahm an dem Ausdruck Anstoß; er fragte, ob es nicht zu prosaisch und nicht Thätigkeit schon lebendiger und poetischer sei, mußte aber dabei selbst zugeben, daß das gewählte Wort Schillers Gedanken passender ausdrücke, der darunter jede geistige Thätigkeit in Wissenschaft und Kunst versteht. Vielleicht wäre Sinnen vorzuziehen gewesen.**) — V. 5—8 deuten auf die Ausbildung der Menschheit zur höchsten ihr bestimmten Stufe der Vollkommenheit, wozu Weise wie Künstler mitwirken. Der Bau der Ewigkeiten bezeichnet bildlich diese Ausbildung als die Aufgabe zahlloser Menschengeschlechter. — Sandkorn für Sandkorn. In der Abhandlung über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, die Schiller bald nach unserm Gedichte schrieb, sagt er vom wahren Dichter: „Ihm ist es wohl bekannt, daß nur aus dem unscheinbaren Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt." — Die große Schuld der Zeiten ist eben die Ausbildung der Menschheit, zu der alle Zeiten beitragen

*) Das ursprünglich nach V. 8 stehende, erst in den Gedichten zu einem Punkt gewordene Komma ist wohl herzustellen, wenn man nicht ein Ausrufungszeichen vorzieht.

**) Später sagt Humboldt einmal, der Trieb nach Beschäftigung mit abstrakten Ideen habe von selbst in Schillers Seele gelegen. Schiller schreibt einmal an Körner, der Fleiß gebe dem Leben seinen alleinigen Werth.

sollen, von der jeder einzelne nur weniges allmählich tilgt.*) Vgl. Ged. 30 Str. 1, 6. Str. 29, 5 (am reifen Ziel der Zeiten). In Schillers Antrittsrede über Universalgeschichte heißt es: „Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen haben sich, ohne es zu wissen oder zu erzielen, alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben." An der Schuld, welche die Zeiten dem Weltgeist zu entrichten haben, tragen alle die Menschheit fördernden Geister ab, wenn auch jeder im Verhältniß zu der unendlichen Aufgabe nur wenig, was der Dichter durch „Minuten, Tage, Jahre", freilich etwas auffallend, bezeichnet. Man vergleiche, was Schiller zur Vertheidigung von ewger Raum (Ged. 30 Str. 4, 10) bemerkt hat. Unmöglich kann „die große Schuld der Zeiten" von der dem einzelnen zugemessenen Lebenszeit verstanden werden, die er durch nützliches Wirken abtrage, da V. 7 f. ganz offenbar als Gegensatz zu V. 5 f. erscheinen. Ebenso wenig darf man daran denken, daß, wie Schiller in der angeführten Antrittsrede sagt, sich in uns der stille Wunsch regen müsse, „an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die wir dem (den ?) vergangenen nicht mehr abtragen können". Minuten streichen kann doch unmöglich heißen durch die Thätigkeit von Minuten Minuten der vergangenen Geschlechter diesen abtragen. Körner fand den Schluß nicht kräftig genug; aber Schiller erklärte, das Gedicht müsse schwächer endigen, da es treu den Zustand schildern solle, den des Rheins, der sich bei Leyden im Sande verliere; denn das sei das gewöhnliche Schicksal

*) Streichen sagt man vom Tilgen von Posten oder vom Vermindern einer Summe.

idealischer Erwartungen, und mit diesem Gefühle wolle er den Leser entlassen.*) Diese Vertheidigung trifft eben so wenig zu wie der Vorwurf; der Dichter entläßt uns mit voller Beruhigung, da Freundschaft und Thätigkeit einen erwünschten Ersatz gewähren, wenn auch die schwärmerische Jugendlust geschwunden ist. Daß der Schluß nur karg und unpoetisch tröste, ist eben so unwahr wie das Meiste, was Jean Paul gegen unser Gedicht vorgebracht hat. Unbefugt erscheint auch der Tadel, Form und Inhalt träfen nicht gut zusammen, da hier eine natürliche, einfache Empfindung sich nicht einfach und natürlich ausspreche. Als ob dichterische Belebung mit der Natürlichkeit in Widerspruch stände, nicht der lebhafte Ausdruck des Gefühls zu bildlicher Darstellung drängte! Nur Ziererei widerstrebt der Natur.

---

41. Des Mädchens Klage.

Schiller sandte das Gedicht den 5. September 1798 an Goethe; sein Entwurf gehört wahrscheinlich dem vorigen Jahre an. Vgl. Band I, 189 f. 218 f. Es erschien im Musenalmanach auf das folgende Jahr. In den Piccolomini (III, 7) singt Thekla die beiden ersten Strophen zur Guitarre, als sie durch die Ankunft der Gräfin Terzky unterbrochen wird. Das Versmaß

---

*) Richtiger heißt es in einem Briefe an Humboldt: „Das Gedicht ist das treue Bild des menschlichen Lebens. Mit diesem Gefühl der ruhigen Einschränkung wollte ich meinen Leser entlassen.“

ist jambisch trochäisch. Die beiden ersten Verse beginnen mit zwei Jamben, woran sich ein Anapäst und zum Schlusse ein Jambus anschließt; in der dritten und vierten Strophe ist auch der vierte Fuß ein Anapäst. Im dritten Verse bilden zwei Anapästen die Mitte, ein Jambus geht voran und folgt; der sonst gleiche vierte hat die Anapästen im 1. (in Str. 2 im 2.) und 3. Fuß; der Schlußvers ist dem dritten gleich, nur am Ende um eine Silbe kürzer zur Andeutung des Ausruhens. Durch das Zunehmen des anapästischen Elements, das im vierten Fuße gar an den Anfang tritt, wird die steigende Seelenbewegung treffend bezeichnet, während die Rückkehr zum dritten Verse und das Ausruhen am Ende die eintretende Beruhigung darstellen. Klopstock hat ähnliche Verbindungen von Jamben und Anapästen, aber keine bloß aus solchen bestehende Strophe. Man kann das Ganze jambisch messen, so daß an bestimmten Stellen der Anapäst eintritt; dann erklärt sich auch leichter die Verschiedenheit der beiden ersten von den beiden letzten Strophen in V. 1 und 2. Im Musenalmanach und in der Gedichtsammlung waren V. 1 und 2 jeder in zwei Verse getheilt, so daß der erste und dritte Vers die Form ⏑–⏑–⏑ hatte; aber schon in den Piccolomini findet sich die Verbindung, und so wollte Schiller in der beabsichtigten Prachtausgabe das Gedicht drucken lassen. Die Verse reimen unmittelbar auf einander, und die Schlußverse von je zwei aufeinander folgenden Strophen, so daß die 4 Strophen eigentlich nur 2 größere bilden.

Die Mutter Gottes erscheint hier dem über den Verlust des Geliebten untröstlichen Mädchen, auf dessen Flehen, es zu sich zu nehmen; aber ihr Anerbieten, ihr alles sonst gewähren zu wollen, weist sie zurück, da es nach der Liebe kein Glück gebe, als ihren Verlust zu beklagen. Der Schluß entspricht nicht dem Anfange;

man erwartet, daß das Mädchen ausdrücklich auf seiner Bitte bestehn werde. Ausdruck und Sprache sind trefflich gewählt. Boxberger meint, die Situation sei aus englischen Volksliedern genommen, aber die von ihm angeführten sind doch von ganz anderer Art. Die erste Strophe des in Herders Volksliedern als das Mädchen am Ufer bezeichneten entspricht nur sehr im allgemeinen, mag aber immer Schiller vorgeschwebt haben, wie ein anderes bei Ged. 42.

Str. 1. Schilderung des an einem stürmischen Abend an einem Flusse sitzenden, sein Unglück beseufzenden Mädchens. Den Sturm bezeichnet der Dichter treffend durch das Brausen des nahen Eichenwaldes, die Bewegung der Wolken, das Brechen der Wellen am Ufer, was das wiederholte mit Macht malerisch schildert; das grüne Ufer bildet dazu einen wirksamen Gegensatz, wie ein solcher auch in dem Zustande des Mädchens selbst liegt. Erst V. 4 hören wir, daß es Nacht ist; das Mädchen, das seit manchen Tagen schon den Geliebten beweint hat, ist trotz Sturm und Nacht, da es ihm drinnen zu enge ist, jetzt hinausgeeilt, um seine Verzweiflung den Lüften zu klagen und Erlösung von seinem Leide zu suchen. Daß es an den reißenden Bach geeilt ist, beruht auf einer geheimen Anziehung des Wassers. Auch Shakespeares Ophelia geht zum Bache, wo sie Kränze windet. Vgl. Kabale und Liebe II, 3. — V. 2 In den Piccolomini steht wandelt statt sitzet, V. 4 singt statt seufzt. Beider Aenderungen, die kaum als Verbesserungen gelten können, gedachte Schiller bei seiner Prachtausgabe nicht. Die Auslassung des Artikels vor Ufers ist ohne Anstoß. Vgl. Ged. 54 Str. 12, 2. 23, 8. 59 Str. 7, 1 Band I, 311. — An Ufers Grün, wie Str. 3, 1 der Thränen Lauf steht für die laufenden

Thränen. Vgl. auch Ged. 45 Str. 6, 6. 52 Str. 6, 3. 54 Str. 10, 1. 64 Str. 1, 3.

Str. 2. Klage des Mädchens und Gebet an die Mutter Gottes, sie von hinnen zu nehmen. Das Mädchen hat den Glauben an das Jenseits bewahrt, wogegen Bürgers Lenore, welche klagt: „Hin ist hin! Nun fahre Welt und alles hin!" darüber jammert, daß Gott ohne Erbarmen an ihr gehandelt. — V. 1. Gestorben, der Welt abgestorben, was unmittelbar darauf ausgeführt wird. — V. 3. Die Bezeichnung der Mutter Gottes als Heilige ist ungenügend; denn an diese ist doch wohl zu denken, nicht an die Schutzheilige. Von den Göttern steht Heilige Ged. 54 Str. 9, 8. Das Mädchen faßt freilich auch nicht das Leben im frommen Glauben als eine Prüfungszeit, sondern als Zeit des Glückes, des Genusses, worauf sie ihren Wunsch gründet, in das Jenseits zurückgerufen zu werden. Den nahe liegenden Gedanken, daß sie den Geliebten dort wiederfinden werde, äußert sie nicht. — Zu V. 4 f. vgl. Ged. 90 Str. 1, 4.

Str. 3. Die Mutter Gottes erscheint ihr und bedeutet sie, daß ihre Thränen vergeblich fließen, sie aber bereit ist, ihr alles zu gewähren, was sie sonst auf Erden verlange. Daß hier die Mutter Gottes erscheine, und diese Worte spreche, hätte angedeutet werden sollen. Schiller hat Str. 2 und 4 in Anführungszeichen gesetzt; Str. 3 mußte dann doppelte Anführungszeichen erhalten. — V. 1. Es rinnet der Thränen vergeblicher Lauf, sehr kühn für „es rinnen die Thränen vergebens". Vgl. Ged. 40 Str. 10, 5 f. — V. 4. Nach der süßen Liebe verschwundener Lust ist etwas hart für „nachdem die Lust der süßen Liebe verschwunden ist."*)

*) Nach V. 1 und 2 hatte Schiller hier Kommata gesetzt; besser stehen Se-

Str. 4. Das Mädchen will von der Klage nicht ab-lassen; sei sie auch vergeblich, so gebe es doch gerade nach der Liebe kein süßeres Glück als ihren Verlust zu beklagen. Sie hält sich möglichst an die Worte der Mutter Gottes. Statt des allgemeinen die Todten setzt sie, da sie an ihren besondern Fall sich hält, den Todten. Man vergleiche Goethes Gedicht Trost in Thränen.*)

---

42. Der Jüngling am Bache.

Gedichtet vor dem 5. Mai 1803, wahrscheinlich im April, erschien unser Lied zuerst in den „Gesängen mit Begleitung der Chitarra von W. Ehlers (1803)", dann mit einigen Abweichungen im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1805. Schiller ließ das Lied im Parasiten von Charlotten singen. Es ist ein Gegenstück zum vorigen Gedichte, sehr wahrscheinlich veranlaßt durch das von Herder aus Dodsleys Collection übersetzte Lied Das traurende Mädchen, aber ganz anders gewendet.**) Dem

---

mikolon und Punkt.

*) Die von Schiller nach den beiden ersten Versen gesetzten Kommata sind hier an der Stelle, da V. 3—5 als Nachsatz aufzufassen sind. Körner setzte Ausrufungszeichen. Laß rinnen steht im Sinne „mag es auch sein, daß „rinne".

**) Dort reißt Lila, die im säuselnden Winde, am murmelnden Bach „auf Blumen sitzt," nachdem sie ihre Klage ergossen, daß „die Blume ihrer Liebe ver-

liebenden Jüngling verrinnt das Leben freudlos, da ihm das einzige fehlt, was sein Herz befriedigen kann, die Liebe des vornehmen Mädchens auf dem Schlosse, in dessen Nähe er an einem schönen Frühlingstage am Bache sitzt. Wenn das Gedicht mit der Aufforderung an die Geliebte schließt, zu ihm herabzukommen und das Glück der Liebe zu genießen, so scheint uns dies kein rechter Abschluß. Mag er sich auch einen Augenblick an diesem schönen Traum erfreuen, das Gefühl, daß all sein Sehnen vergeblich ist, muß zuletzt wieder hervorbrechen. Das Versmaß ist dasselbe, wie in Ged. 20. 24. 38, nur daß die ungeraden Verse reimlos sind, wie in den jambischen Strophen in Ged. 19.

Str. 1. Klage des Jünglings, daß seine Jugend ungenossen unaufhaltsam dahin fließt. Sein schwermüthiges Herz fühlt sich zum Wasser hingezogen, wie das des Mädchens Ged. 41. — V. 1—4. Einen Kranz windet er sich, aber nicht, wie sonst, um sein Haupt zu schmücken.*) Daß er ihn in die Quelle, wir sehen nicht, ob absichtlich oder gedankenlos, fallen läßt, übergeht der Dichter. Statt sie (V. 3), das auf die Blumen geht, woraus der Kranz geflochten ist, erwartete man ihn. — Tanz. Vgl. Ged. 6 Str. 3, 5 f. — Die von V. 5 bis zum Ende des Gedichts fortlaufende Klage sollte durch Anführungszeichen angedeutet sein. Sie beginnt ganz abgebrochen mit und, das aus der Reihe von Gedanken einen herausgreift, den es an die vorigen, nicht ausgedrückten anschließt. Ged. 43 fängt Schiller mit Und so an. Aehnlich stehen bei Goethe mehr-

---

blüht", ihr Geliebter sie verlassen hat, sich den Strauß „vom Busen, vom Herzen", worauf denn der Dichter eintritt, welcher mit den Worten schließt:

Gib Mädchen die Blume dem Strome, dem West;
Es ist ja nicht Liebe, wenn Liebe verläßt.

*) Im ersten Drucke und im Parasiten stand band statt wand.

fach gleich am Anfange und, und so. An unserer Stelle ist und so kaum erklärlich, besonders da es wiederholt wird. Indem der Jüngling den Kranz forttreiben sieht, fällt ihm die Aehnlichkeit des raschen Flusses der Quelle mit der eilenden Flucht des Lebens und die des frühen Verwelkens des Kranzes mit dem schnellen Hinschwinden seiner vor der Zeit gebrochenen Jugend auf. Die Vergleichspunkte werden in *rastlos* und *schnell* hervorgehoben. Auffallen müßte es, daß der Jüngling durch den Kranz an das Verwelken gemahnt wird, umzöge nicht seine Schwermuth alles mit einem trüben Flore. Den Vergleich mit dem Kranze verallgemeinert er — *Bleichen*, vom Hinschwinden der frischen Jugendfarbe.*)

Str. 2. *Gerade die frische Lebensfreude, die mich überall umgibt, regt meinen Schmerz auf, ich fühle mich dabei um so unglücklicher.* — V. 1. Die Anrede *fraget nicht* ist hier, wo der Jüngling sich allein findet, etwas anstößig. — V. 3 f. sind allgemein zu fassen,**) wogegen der Jüngling im Gegensatze V. 5 ff. nur vom *jetzigen* Zustande spricht, nicht von der Art, wie der Frühling ihm zu erscheinen pflege; ist es ja der erste, der ihn in solcher Herzensnoth findet. — *Tausend Stimmen*, bildlich, nicht auf die Stimmen der Vögel zu beziehen, wie wenn es im *Faust* heißt: „Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben“ (vgl. auch Ged. 53 Str. 1, 9),

*) Schiller schrieb zuerst *schwindet*; im *Taschenbuch* steht *welket*. Erst in der zweiten Ausgabe der *Gedichte* änderte er *bleichet*. Nach V. 3 steht in den *Gedichten* richtig Ausrufungszeichen, wie nach V. 6.

**) V. 3 stand im ersten Drucke statt *freuet reget*,. Erst in den *Gedichten* setzte Schiller *freuet*. Nach V. 4 hatte der erste Druck richtiger Doppelpunkt.

sondern auf das frische Aufleben der ganzen Natur, deren Sprache er überall vernimmt. Vgl. Str. 4, 5 f.

Str. 3. Der Frühling kann mir keine Freude gewähren, da das Sehnen meines Herzens nach derjenigen, die es ganz erfüllt, unbefriedigt bleibt. — V. 1 f. In dem Beiwort schöne drückt sich das bittere Geständniß aus, daß der Frühling freilich schön sei, aber für ihn vergebens.*) — Eine, etwas zweideutig, da man leicht eine Freude verstehn könnte. — Nah, dem Orte nach, weit, durch die Verhältnisse von ihm geschieden. — V. 4 erhält im zweiten Theile der Strophe seine nähere Ausführung. — V. 6 f. Schattenbild, da er sie nur im Geiste sieht. — Nicht erreichen. Es entweicht seiner Umarmung, wie in der Odyssee der Schatten der Antikleia, als Odysseus ihr Schattenbild in die Arme schließen will, in der Aeneis die dem Aeneas erscheinende Creüsa.**)

Str. 4. Sehnsüchtige Bitte an die Geliebte, doch zu ihm herabzusteigen, wo sie das schönste Glück genießen werde. — V. 4. Er selbst wird ihr die frischen Frühlingsblumen pflücken und sie ihr in den Schoß werfen ***) — V. 5 f. Die Stimmen der Vögel und das Rieseln der Quelle wird sie erfreuen. — V. 7 f. Und kann er ihr auch kein Schloß bieten (vgl. V. 2), so bedarf ihr Glück ja eines solchen nicht, wie dies die beiden letzten Verse in einem allgemeinen Satze aussprechen.

*) V. 1. hieß es ursprünglich Was kann. Soll, das erst in den Gedichten steht, deutet auf die Voraussetzung anderer hin, welche dieser Meinung sind.

**) Im ersten Drucke stand V. 5 Meine Arme breit' ich sehnend. — V. 3 hatte das Taschenbuch erfassen statt erreichen.

***) Schütt' las das Taschenbuch statt des zartern streu'.

— Raum, genug. — Glücklich liebend Paar, zwei glückliche Liebende Glücklich ist nicht adverbial zu fassen; es spricht mit sehnsüchtiger Rührung das unendliche Glück gegenseitiger Liebe aus.

---

43. Die Gunst des Augenblicks.

Unser Gedicht sandte Schiller am 18. März 1802 zum Drucke ab, da er für Beckers Erholungen einige Kleinigkeiten versprochen hatte; kurz vorher muß es gedichtet oder neu bearbeitet worden sein. Vgl. Band I, 254. Der erste Entwurf könnte in das Ende des vorigen Jahres, zwischen das erste und zweite Mittwochskränzchen (Band I, 251 f.), fallen. Schiller selbst legte darauf keinen besondern Werth, obgleich es zu seinen gelungensten Liedern gehört. Wie er im Liede an die Freude die Freude als die Schöpferin alles Guten feiert, so preist er hier den günstigen Augenblick, ohne den dem gesellschaftlichen Mahle seine Würze fehle (Str. 3 f.), dessen Herrschaft die mächtigste sei (Str. 5), der alles Göttliche schaffe und genieße (Str. 6 f.), woran sich dann die Mahnung schließt, daß alles Schöne schnell entschwinde (Str. 8 f.), womit der Dichter andeuten wollte, daß man jeden Genuß erhaschen müsse. Letzteres hätte entschiedener geschehn und Str. 8 ein bezeichnenderer Uebergang eintreten sollen. Daß es der günstige Augenblick sei, der dem Mahl seine Würze gebe, wird erst sehr spät, Str. 5, bestimmt ausgesprochen.

Str. 1. So laßt uns, da wir uns hier wieder zusammengefunden haben, auch wieder singen. — V. 1. Und so (zu Ged. 42 Str. 1, 5) schließt hier nicht etwa an das frühere Kränzchen, sondern an die vorhergegangene Begrüßung und freundliche Unterhaltung an. — V. 2. Bunt soll wohl eher auf die Mischung aus beiden Geschlechtern (die bunte Reihe) als auf die verschiedenen Stände (vgl. Ged. 25 Str. 1, 4 ff.) deuten. Anders stand bunt ursprünglich Ged. 31 Str. 8, 16. — V. 3 f. Die verschiedenen Lieder denkt er sich als einen alle erfreuenden Kranz (vgl. Ged. 53 Str. 11, 11), wobei auch wohl die Bezeichnung ihrer Verbindung, ihres „heitern bunten Reihens", als Kränzchen vorschwebt.

Str. 2. Wessen aber müssen wir eher dankbar im Liede gedenken als des Schöpfers der Freude? Man erinnert sich hierbei der Schiller wohl vorschwebenden Frage am Anfange einer horazischen Ode: (carm. I, 12) „Welchen Mann oder Heroen willst du singen, Klio? welchen Gott?" Bei Virgil beginnt Damötas (Buc. III. 60):

Ab Iove principium, Musae; Iovis omnia plena.

Str. 3 f.. Speise und Trank helfen nichts, wenn nicht der Himmelsfunke den Geist entflammt. — Str. 3. Der Dichter läßt hier Ceres und Bacchus selbst für Speise und Trank sorgen, und er betrachtet den Tisch als Altar, worauf sie der erstern opfern, indem sie sich dem Genusse hingeben. Anders Ged. 50 Str. 6, 2. Ja, Bacchus preßt gar noch die Trauben in den Becher, womit doch das Maß des Zulässigen fast überschritten sein dürfte. Vgl. Ged. 47, 1. — Statt was (V. 1) stand ursprünglich nichts. — Leben, wie βίοτος, vita, vie, von der Nahrung. — Purpursaft. Vgl. zu Ged. 47 Str. 1, 1. — Str. 4. Statt an die Frage den Bedingungssatz

anzuknüpfen, „wenn Geist und Herz nicht erfreut werden", beginnt der Dichter einen neuen Satz: „Wenn nicht der Feuerfunke vom Himmel dazu kommt, wird der Geist nicht entflammt, das Herz nicht erfreut." Bei dem Bilde Str. 4, 1 f. schwebt wohl der Gebrauch vor, daß das Feuer, welches am 1. März zu Rom auf dem Herde der Vesta erneuert wurde, von den Sonnenstrahlen aufgefangen werden mußte, oder das heilige Feuer der Israeliten. Boxberger denkt auch hier, wie Ged. 54 Str. 3, an 1. Könige 38, 18.*) — V. 4 ist etwas matt.

Str. 5. Plötzlich kommt das Glück: der günstige Augenblick wirkt mehr als alles. — Zu V. 1 f. vgl. Ged. 35 Str. 2, 7 f. 36 am Schlusse und 97, 14 ff. 47 ff. Bei dem Schoß*) schwebt vielleicht das homerische Wort vor: „Das ruhet im Schoße der seligen Götter", wie Voß, freilich unrichtig, übersetzte.

Str. 6. Alles Göttliche, was auf Erden erscheint, ist seit dem Augenblick, wo Gott durch sein Wort „Es werde!" (vgl. Ged. 21 Str. 9, 3) die Welt schuf, nur durch einen aufblitzenden Gedanken entstanden. Das den Anfangspunkt bezeichnende von dem allerersten Werden tritt sehr kühn dem Satze voran, ohne daß das Zeitwort ist, wie es der Sprachgebrauch erfordert, seine Stelle zunächst nach ihm einnähme.

Str. 7. Jedes Kunstwerk kann nur rasch im günstigen Augenblick erfaßt werden, wie die Idee desselben in einem Augenblick dem Geist des Künstlers

---

*) Der erste Druck in Beckers Taschenbuch hat zuckt statt zückt.

**) Ursprünglich hieß es Hand statt Schoß, wie Schiller erst in den Gedichten schrieb.

erschienen ist, wenn er auch zu dessen Ausführung langer Zeit bedurfte. Der Dichter hat hier nur den ersten Eindruck des Kunstwerkes im Sinne, ohne behaupten zu wollen, die Durchdringung eines bedeutenden Kunstwerkes bedürfe keines Versenkens in dasselbe.*) Ueberhaupt darf man dies nicht als einen durchaus zutreffenden, allgemein gültigen Satz betrachten wollen; dem Dichter genügt es, daß jeder Ausspruch an seiner Stelle individuelle Wahrheit habe, aus der erregten Stimmung hervorgehe. So braucht man sich denn auch nicht zu bemühen, unsern Ausspruch mit dem Schlusse von Ged. 97 in Einklang zu bringen.**) — Horen. Vgl. oben zu Ged. 40 Str. 9,4*.

Str. 8 f. Alles Schöne erglänzt nur augenblicklich, bald entschwindet es wieder; es ist so flüchtig, wie der Regenbogen am Himmel. — Str. 8, 1 f. Der Farbenteppich kann nur auf den Regenbogen gehn. Die beiden ersten Verse würden für sich kein bestimmtes Bild geben, da nicht angegeben ist, wo der Farbenteppich sich befindet; sie erhalten eben ihre Erklärung in V. 3 f., wo aber ein anderes Bild des Regenbogens erscheint, indem dieser als Brücke betrachtet wird, auf welcher die Götterbotin (Iris) herniedersteigt. Dadurch wird freilich die Strophe etwas unklar. Vgl. Schillers erstes Räthsel (Ged. 70). Ged. 29 am Ende und 69 Str. 13, 7 f. Boxberger will unter dem Farbenteppich den von Farben glänzenden hellen Tag verstehn (Ged. 71, 10), aber das ist eben kein Far-

*) Der Dichter in Goethes Vorspiel zum Faust bemerkt dagegen, das Vollendete werde oft sehr spät als solches anerkannt und gelange nicht gleich zur Wirkung.

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

**) V. 2 lautete ursprünglich „Fügt der Stein zum Steine sich", V. 4

benteppich, und dieser Farbenglanz kann nicht als Bild der Flüchtigkeit (Str. 9, 3) gelten. — Str. 9 denkt sich der Dichter, daß das Dunkel, woraus das Schöne plötzlich hervorblitzt, dieses auch wieder aufnimmt. Das wäre freilich, streng genommen, eine sehr trostlose Lehre.

---

44. Berglied.

Aus der Beschäftigung mit Tell ging am Anfang des Jahres 1804 unser Lied hervor, das Schiller bereits am 4. Januar Körner mittheilen wollte, am 26., wohl nach erneuter Durchsicht, an Goethe als eine „Aufgabe zum Dechiffriren" sandte. Vgl. Band I, 265 f. 272. Das Lied ist nichts als ein „recht artiger Stieg auf den Gotthard", wie es Goethe nennt; es schildert die gewaltigen Naturszenen, die uns beim Ersteigen des Gotthard bis zum höchsten Gipfel entgegentreten, und zwar im grausig märchenhaften Volkstone. Da das Ganze räthselhaft sein soll, so bezeichnet auch die Ueberschrift die Gegend durch kein Wort. Mignons Lied „Kennst du das Land" schwebte Schiller dabei wohl vor, besonders dessen letzte Strophe. Das Strophenmaß ist jambisch, doch so, daß alle Füße gern anapästisch werden;

„Rührt des Werkes Seele dich." Der letztere Ausdruck schien dem Dichter etwas undeutlich, auch wohl die Erwähnung der Seele nach dem Geiste nicht ohne Anstoß; die Aenderung des zweiten Verses war durch die des vierten bedingt. In den Gedichten stand irrig fuget. Der ganze zweite Vers stand schon Ged. 49 Str. 22, 8.

der erste und dritte Vers sind unverkürzte, der zweite und vierte verkürzte jambische Dimeter; der fünfte und sechste Vers, die, wie die gleichen Verse im ersten Theile der Strophe, aufeinander reimen, sind bald unverkürzte, bald verkürzte Dimeter. Vgl. zu Ged. 47. Die Ortskenntniß hatte Schiller aus Goethes schriftlichem und mündlichem Berichte und seinen in den Horen 1796 erschienenen Briefen auf einer Reise nach dem Gottbard, aus der Geschichte der Schweizer von Johannes Müller, aus Ebels Schilderung der Gebirgsvölker, Scheuchzers Naturhistorie der Schweiz und Fäsis Beschreibung der Eidgenossenschaft geschöpft; vielleicht hatte er auch die Briefe über die Schweiz von Meiners gelesen. Irrig ist es, wenn Gödeke behauptet, Schiller folge ganz Fäsi.

Str. 1. Der Weg von Amstäg über Wasen und Göschenen durch den von hohen Granitfelsen eingeschlossenen Engpaß der Schöllenen, bis zu der jetzt 5/4 Stunden davon entfernten Teufelsbrücke. — V. 1. Schwindligte Steg. Vgl. Ged. 87, 2 und das Lied des Alpenjägers am Anfange des Tell. Goethe in Mignons Lied: „Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?" Auch Ged. 71, 33 f. — Goethe beschreibt in Wahrheit und Dichtung den Weg von Wasen an mit den Worten: „Die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher, der Weg bis zum Teufelsstein (einem Felsblock, rechts vom Gletscher), bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger." In dem Tagebuche der Schweizerreise von 1797, das er Schiller mittheilte, schreibt Goethe von dem Wege hinter Göschenen (Gestinen): „Sonderbare Aussichten in die Tiefe rückwärts. — Zu unserer Seite Granitwände, von denen die trockenen Stellen grau, die feuchten violett aussahen. Zum erstenmal beschien heute die Sonne unsern Weg, so wie die

durch ungeheure Granitblöcke schäumende Reuß. — Harter Stieg. — Die Fichten verschwinden ganz." Müller sagt von der Straße hinter Gestinen (I, 11): „Auf beiden Seiten stehen ungeheure kahle Felsen, es rauscht von Fall zu Fall die Reuß, an den Ufern liegen Felsentrümmer, durch Zeit und Schnee und Luft oder große Erschütterungen der Erde von dem Gotthard abgelöst und losgebrochen; so alles bis zu der stäubenden Brücke." Schillers Tell berichtet dem Johannes Parricida (V, 2):

Ihr steigt hinauf dem Strom der Reuß entgegen,
Die wildes Laufes von dem Berge stürzt. —
Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben. —
Und seid Ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeisten Joch . . . .

Meiners zählte zwischen Gestinen und der Teufelsbrücke nur acht solcher Kreuze, nicht drei und zwanzig, deren Fäsi gedenkt, und er vermuthete, diese Kreuze seien nicht alle zum Andenken an Erschlagene errichtet worden. „Je näher man der Teufelsbrücke kommt," bemerkt er, „und je steiler die Felsen werden, desto gewaltsamer drängt sich die Reuß durch ihr enges und unebnes Thal fort." Das Thal der Reuß, deren Tosen man tief unten hört, heißt das Krachenthal. — V. 2—4. Führt zwischen Leben und Sterben. Er droht den Tod, den ein Fehltritt bringt. — Die Riesen, die den Weg sperren, sind die Schöllenen; sie erscheinen dem Geängsteten als Räuber, die dem Wanderer auflauern. Vgl. Ged. 56 Str. 4, 3 f. Fäsi: „Von Geschenen bis zur Teufelsbrücke reiset man immer der Reuß nach die Schöllenen hinauf. Eine gräßliche und wegen der vielen Lauwenen

gefährliche Gegend!“ — Dir, dem jedesmaligen Wanderer. — Ewig, immerfort; sie weichen nie. — V. 5 f. Aber auch eine Löwin schläft dort, die er ja nicht wecken darf; deshalb muß er still den Weg gehn. Daß er hier den verdorbenen Ausdruck der Löwin zur Bezeichnung der Lawine benutzt,*) ist freilich im Sinne des Räthsels, aber doch zu rein zufällig, als daß der Dichter es sich hätte gestatten sollen, da kein Schweizer dabei einen Anklang an die Löwin findet. — In dem schließenden Straße der Schrecken tritt uns der Charakter der ganzen Straße noch einmal lebhaft vor die Seele.

Str. 2. Die Teufelsbrücke, früher die stäubende Brücke genannt**), weil sie in der Ferne zu stäuben scheint, da sie vom Wasserstaub der in einem schönen Fall an 80 Fuß unter ihr herabstürzenden Reuß bespritzt wird, was Schiller bei Müller fand. Als Brücke, „welche stäubet“, bezeichnet sie Schillers Tell. Die alte Brücke war so schmal, daß kaum drei Menschen nebeneinander darauf gehn konnten; man sieht sie noch jetzt an 20 Fuß unter der in unserm Jahrhundert erbauten neuen Brücke. Bei der Teufelsbrücke vereinigt sich alles Schreckliche des ganzen Weges; sie selbst nahm nach Meiners höchstens die vierte Stelle unter den Brücken der Gotthardstraße ein. „Hinter sich hat man furchtbar überhangende Felsen, die in jedem Augenblicke

---

*) Nebenformen von Lawine (das Wort kommt von lauen, aufthauen) sind Lauwine, Lowin, Laui, Lauvin, Läue, Laue, Län. In Stumpfs Schweizerchronik fand Schiller: „Ein Leen, die man ein Löwin nennt, oder Schneebruch.“ Anderswo hat Stumpf „Ein Löuwin oder Schneebruch“ und „Schneelöwinen“. Vgl. die „Encyklopädie“ von Krünitz B. 66 450. 468.

**) So heißt sie noch in einer Urkunde vom Jahre 1370, „malerisch genug“ wie Müller sagt, von „der schäumend fallenden Reuß“.

den Einfall drohen", bemerkt Meiners. „Zur Linken erheben sich Felswände bis zu einer so schwindelnden Höhe, daß man nicht hinanzuschauen wagt, aus Furcht, in die unter den Füßen fortbrüllende Reuß hinabzustürzen. Zur Rechten stellt sich dem durch vier bis fünf der prächtigsten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beständig anschlagenden Wogen schon tiefe Löcher ausgehöhlt haben." Daß die Brücke nach der gangbaren Volkssage vom Teufel erbaut sei, wird nicht ausdrücklich gesagt, um das Wort des Räthsels nicht zu verrathen. Fäsi, der des „viel fabelhaft Abgeschmackten" gedenkt, das man von der Ursache der Brücke erzähle, sagt, oberhalb derselben stürze der Strom mit fürchterlichem Getöse über Felsen fünf bis sechs Klafter herab, wodurch ein großer Theil des Wassers in Staub und Nebel verwandelt werde, und man um die Brücke herum von diesem Gestöber ganze Wolken sehe. — Sich's verwogen. Es, des, der alte, jetzt auf das Neutrum beschränkte Genitiv, der sich noch in manchen gangbaren Redensarten erhalten hat, wie bei froh, sicher, entschlossen, satt, müde, zufrieden, überzeugt sein, Wort haben. Goethe sagt noch es brauchts nicht, so lange, als mirs denkt, du hasts auch gute Ursache gehabt, Bürger er hat es nimmermehr Gewinn, Schiller (Ged. 60 Str. 21, 1) wars mir mit Grausen bewußt. — Sich verwägen oder verwagen für wagen, im guten wie im bösen Sinne. Vgl. Ged. 45 Str. 5, 5. Schiller hat den Ausdruck aus Tschudis Chronik. Vgl. zum Tell IV, 2.

Str. 3. Das urner Loch und der Blick in das urner oder urserner Thal. Goethe beschreibt den Weg hinter der Teufelsbrücke in Wahrheit und Dichtung also: „Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde schien sich immer zu stei-

gern; Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis ans urserner Loch (einen 180 Fuß langen, 16 breiten, 14 hohen im Jahre 1707 in den Felsen gesprengten Stollen), durch welches ich gewissermaßen verdrießlich hindurchging; was man bisher gesehen, war doch erhaben, diese Finsterniß hob alles auf. Aber freilich hatte sich der schelmische Führer das freudige Erstaunen voraus vorgestellt, das mich beim Austritt überraschen mußte. Der mäßig schäumende Fluß schlängelte sich hier milde durch ein flaches, von Bergen zwar umschlossenes, aber doch genugsam weites, zur Bewohnung einladendes Thal. Ueber dem reinlichen Oertchen Urseren und seiner Kirche, die uns auf ebenem Boden entgegenstanden, erhob sich ein Fichtenwäldchen, heilig geachtet, weil es die am Fuße Angesiedelten vor höher herabrollenden Schneelavinen schützte. Die grünenden Wiesen des Thales waren wieder am Fluß her mit Weiden geschmückt; man erfreute sich hier einer lange vermißten Vegetation." Und in den S. 60 angeführten Briefen bemerkt er, das Thal sei merkwürdig, weil es in so großer Höhe schöne Matten und Viehzucht habe. „Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Saalweiden fassen den Bach ein, und an den Gebirgen flechten sich kleine Sträucher durcheinander. Mir ists unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste, es sei nun, daß alte Erinnerungen sie werth machen oder daß mir das Gefühl von so viel zusammengeketteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt." Müller sagt, hier lächle gleichsam die ganze Natur. „Alles ist grün; durch die ganze Gegend wallt hohes Gras, belebt mit aller Art Blumen; alles durchschlängelt die Reuß; da ist Urseren an der Matte, ein schönes Dorf, an den Hügeln weidet Vieh; über dem Dorf steht ein alter unverletzbarer Hain, ihm wider die

Schneelawinen zum sichern Schirm; das ganze Thal ist von starrer Wildniß umgeben." Schillers Tell beschreibt den Weg hinter der Teufelsbrücke also:

> Wenn Ihr sie glücklich hinter Euch gelassen,
> So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf,
> Kein Tag hats noch erhellt, da geht Ihr durch.
> Es führt Euch in ein heitres Thal der Freude.

Daß sich Herbst und Frühling hier vereinen (sich gatten brauchten Schiller, Humboldt, Forster u. a. auch in Prosa in dieser ursprünglichen Bedeutung), ist dunkel, soll aber wohl darauf deuten, daß, da der Winter hier fast acht Monate währt, die Sommermonate beide vertreten. „Indessen hat das anmuthige Thal seine natürlichen Nachtheile", sagt Fäsi. „Frühling und Herbst sind in demselben unbekannt. Der Sommer dauert drei, höchstens vier Monate." Da es auch im Sommer oft so kalt ist, daß geheizt werden muß, so ist die am Schlusse ausgesprochene Sehnsucht, in diesem Thale zu wohnen, und es als ein Paradies zu preisen, nur bei demjenigen begreiflich, der das Thal nur in seinem heitern Glanze sieht, wie Goethe, dessen Aeußerung Schiller vorgeschwebt haben dürfte. Boxberger sieht hier eine Beziehung auf den Aufsatz Reise auf den Montanvert in Schillers Thalia, wo es heißt, dort trügen zugleich die Wiesen die Farbe des Frühlings und die gelben Saaten verkündigten den Herbst. „Man wünscht hier seinen Lauf endigen zu können, hier bleiben zu können." Eine Erinnerung an diese Aeußerung ist sehr wahrscheinlich.

Str. 4. Der Ursprung der vier Flüsse, die nach vier Weltgegenden hinfließen und sich nie wiedersehen. „Nicht weit vom Hause hier (dem Hospiz auf dem Gotthard)

sind zwei kleine Seen", schreibt Goethe in den angeführten Briefen aus der Schweiz, „davon der eine (der See von Lucendro) den Tessin durch Schluchten und Thäler nach Italien, der andere (der von Stella) gleicherweise die Reuß nach dem Vierwaldstättersee ausgießt. Nicht fern von hier (auf dem Gebirge von Crispalt nordöstlich vom Gotthard) entspringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt und nach Abend durch das Wallis läuft, so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen." Schiller hatte in seinen Bemerkungen zum Tell sich aufgezeichnet: „Von ihnen fließen vier Flüsse in alle vier Straßen der Welt." Die Flüsse entspringen in den Gletschern; die eigentlichen Quellen derselben sind nicht zu entdecken. Von den sieben Seen auf dem Gotthard, bemerkt Scheuchzer, sie hätten ihre Urquellen theils in Bächen, welche von höhern Bergen in sie flössen, theils von eigenen reichen, in ihrer Tiefe liegenden Adern. In den genannten Briefen sagt Goethe vom Schneegletscher der Rhone, er nehme den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steige ununterbrochen herunter bis da, wo unten im Thale die Rhone aus ihm herausfließe. Im Tell wird nicht der Flußquellen, sondern der Seen auf dem Gipfel des Gotthard gedacht. — V. 5 f. Sobald sie auf der Höhe des Berges geboren sind, fließen sie herab, ohne sich je wieder zu finden. Unter der Mutter können nicht die verschiedenen Gletscher verstanden werden, sondern der Berg, auf dem sie entspringen. — Bleiben sich ewig verloren. Doch vereinigen sich die Wasser der Reuß vermittelst der Aar später mit dem Rhein.

Str. 5. Die Felsspitzen des Prosa und Fiendo, auf denen der Dichter die Wolken tanzen läßt, wie die Hexen auf

dem Blocksberge. Gödeke denkt sich unter den zwei Zinken den Galenstock und das Mutthorn oder die Schreckhörner und das Finsteraarhorn. — Der goldene Duft dürfte nicht auf die in der folgenden Strophe erwähnte Sonnenbeleuchtung bezogen werden, sondern ist bloß dichterische Ausführung dieser elfenartig gedachten Gestalten. Daß niemand diese Gipfel ersteigen könne, nimmt der Dichter willkürlich an.

Str. 6. Das Mutthorn mit seinem ewigen Eise, das von den Sonnenstrahlen vergoldet wird. Dorthin setzt der Dichter die Gebirgskönigin. Gödeke denkt bei der Königin an die Jungfrau. „Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz", schrieb Goethe in den Briefen aus der Schweiz, „doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn anlehnen. Ja, wenn ich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge gesehen, erzählt, daß sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen schienen." — Dabei, daß sie sich das Haupt umkränzt, schwebt wohl das Alpenglühen vor, „die rothen Firnen", wie es im Tell heißt. — Zum Schlusse führt Boxberger treffend die Aeußerung aus Müller an: „Den Sonnenstrahlen trotzt ihre (der Eisberge) Eislast, sie vergolden sie nur." — Zu den Pfeilen der Sonne zu Ged. 71, 19.

45. Der Alpenjäger.

Das Gedicht entstand im Juni oder Anfangs Juli 1804; schon am 5. Juli ward es an Becker gesandt. Vgl. Band I, 268. Die Abschrift oder der erste Abdruck in Beckers Taschenbuch muß sehr nachlässig gewesen sein, so daß Schiller später manches bessern mußte, worin er nicht immer glücklich war. Die zu Grunde liegende Sage findet sich in Bonstettens schon 1781 im Merkur, besonders 1782 erschienenen Briefen über ein schweizerisches Hirtenland (Saanen), die Schiller selbst besaß. „Alte Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, sondern Gemsen jagen", erzählt Bonstetten. „Bald aber ging er irre in Eisthäler und Schneegründe; er glaubte sein Leben verloren. Da kam der Geist des Berges und sprach zu ihm: Die Gemsen, die du jagst, sind meine Heerde; was verfolgest du sie? Doch zeigte er ihm die Straße; er aber ging nach Haus und weidete das Vieh." Wie glücklich hat der Dichter das Erscheinen des Berggeistes gehoben, den er in dem Augenblick eintreten läßt, wo die bis zur äußersten Felsspitze verfolgte Gemse nur zwischen zwei Arten des Todes wählen kann. Wenn die Sage vom Verfolgen der Gemsen abhalten sollte, so benutzte der Dichter sie zur Darstellung, wie es den Jäger allen Mühseligkeiten und Gefahren zum Trotze zu den grausigsten Klippen treibe, so daß nur übermenschliche Macht ihn zu hemmen vermag. Was auf die Erscheinung des Berggeistes weiter gefolgt sei, kümmert den Dichter nicht, dessen Absicht mit dieser vollkommen erfüllt ist; jeder weitere Bericht würde den Eindruck, womit uns das Wort des Berggeistes entläßt, unendlich abgeschwächt haben. Man erinnert sich hierbei der Furcht von Tells Gattin (III, 1):

> Ich sehe dich, im wilden Eisgebirg
> Verirrt, von einer Klippe zu der andern
> Den Fehlsprung thun, seh', wie die Gemse dich
> Rückspringend mit sich in den Abgrund reißt.

Tell hat daselbst kurz vorher bemerkt:

> Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
> Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
> Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
> Wenn ich mirs jeden Tag aufs neu erbeute.

Einen Alpenjäger (man sagt eigentlich Gemsjäger, auch Birger) läßt Schiller auch am Anfang seines Tell auf der Höhe des Felsens auftreten und sein Lied singen. Das Versmaß ist dasselbe, wie in Ged. 34, nur daß das schließende Reimpaar dort männlich ist. Der schwebende weibliche Ausgang entspricht in den drei ersten Strophen treffend der unbefriedigten Sehnsucht.

Str. 1—3. Vergeblicher Versuch der Mutter, die hier an die Stelle der Eltern tritt, den Jüngling auf der Wiese, im Walde, im Garten zurückzuhalten. Man hat mit Recht bemerkt, daß die Rede der Mutter für das Alter des Knaben zu tändelnd ist; denn der Str. 4, 1 als Knabe Bezeichnete muß ein Jüngling sein, wie außer der bei der ganzen Erzählung vorausgesetzten kräftig entwickelten Natur Str. 7, 2 der Ausdruck harter Mann zeigt. Wollte man dieses als eine Angewöhnung der Mutter fassen, so würde dadurch der Dichter nicht entschuldigt, der eben eine solche seinem Zwecke fremde Voraussetzung sich nicht gestatten darf. Schiller wollte hier den Gegensatz der friedlichen Beschäftigung zu dem Leben des Gemsjägers scharf hervortreten lassen; dazu brauchte aber die Mutter den Jüngling nicht so tändelnd anzureden. Die drei Strophen sind

als ein ununterbrochenes Gespräch zu fassen. — Str. 1. Das Lämmlein. Auch der Gebrauch der Einheit entspricht dem kindlichen Ton. Die Mutter hebt die Freude hervor, auf der Wiese am Ufer des Baches mit dem spielenden Lämmlein zu weilen. Ranft, nicht Nebenform von Rand, sondern von ganz anderm Stamme; ersteres heißt althochdeutsch rampft (gekrümmt), letzteres rant (gerundet). Den Gegensatz zum Hüten des Lämmleins an des Baches Ranft bildet das Jagengehen nach des Berges Höhen.*) Vgl. Tell III, 1: „Geh' lieber jagen", Str. 3, 1 „ging zu jagen". — Str. 2. Ebenso wenig erfreut ihn das Hüten der Kühe in Waldestriften, wobei die Mutter das Kuhhorn, das Klingen der Glocken**) am Halse der Kühe und den Gesang der Vögel im Walde hervorhebt. „Jeder Senn (Hirt) hat ein Geläut", bemerkt Ebel Gebirgsvölker I, 150, „welches aus drei, wenigstens aus zwei Glocken besteht, die untereinander und mit dem Gesang des Kuhreihen harmoniren. — Der schönsten schwarzen Kuh wird die größte Glocke und die beiden andern minderer Größe den zwei schönsten nach jener umgehangen, doch tragen sie diesen Putz nicht täglich, sondern nur wenn der Senn im Frühjahr mit seiner Heerde auf die Weiden und Alpen, aus einer in die andere, zieht, im Herbst wieder herabkommt und im Winter von einem Landmann zum andern wandert, um seine Kühe in Winterfutter zu stellen. Doch auch „derjenigen Kuh, welche gewöhnlich am weitesten geht, hängt der

---

*) Ursprünglich war V. 6 den Berges=Höhen gedruckt, wie Str. 6, 6 Berges Alte nach früherer Schreibweise. Nach V. 4 stand vor Körner irrig Fragezeichen, nach V. 5 im ersten Drucke seit den Gedichten Komma.

**) Statt der Schall V. 3 hieß es im ersten Druck das Spiel. Schall schien dem Dichter wohl malerischer.

Senn eine Glocke an" (Ebel I, 152). Vgl. Schillers Tell I, 1: „Ihr habt ein schön Geläute, Meister Hirt." — Zum Lustgesang des Waldes, bilden die wilden Höhen auf denen er umherschweifen möchte, den Gegensatz.*) Lustgesang braucht so auch Goethe. — Die Wiederholung von laß mich gehen mit dem darauf reimenden Höhen wäre nicht zu rechtfertigen, wenn Str. 2 nicht absichtlich auf Str. 1 zurückweisen und der Knabe sich nicht schon auf den Höhen denken sollte, nach denen er Str. 1 hineilen will. — Str. 3. Vergebens stellt die Mutter der Wildheit der Höhen die Freundlichkeit der in ihrem Garten blühenden Blümlein entgegen, er will davon nichts wissen, sondern bittet auf das dringendste, ihn nicht länger abzuhalten. So tritt denn hier bestimmt hervor, daß die Wildheit der Höhen so entfernt ist, ihn zu schrecken, daß sie ihn unwiderstehlich anzieht.

Str. 4 führt die Verfolgung der Gemse ein, die hier in willkürlicher Vertauschung mit dem für den Reim sehr geeigneten Namen der Gazelle bezeichnet wird, welche Europa fremd ist. Vgl. zu Ged. 53 Str. 1, 2. — V. 1 bezieht sich auf die Ausführung des Entschlusses, wozu er die Erlaubniß der Mutter sich erbeten hat, wogegen die folgenden Verse zur Erzählung der einzelnen Begebenheit fortschreiten, weshalb hier das Präsens eintritt. Daß dieses aber sich gleich am ersten Tage begeben, wo er auf die Jagd gegangen, ist nicht nothwendig anzunehmen.

V. 4. Des Berges finstern Ort, eine dunkle Schlucht, wo er eine Gemse aufspürte; diese lieben bekanntlich die unzugänglichsten Punkte. Bei den Gemsen unterscheidet man eigentlich Gratthiere, die sich nur um die höchsten Grate der Felsen auf-

---

*) Ursprünglich stand V. 6 freien statt wilden.

halten, sich auf Schneefeldern sonnen und ausruhen, und Waldthiere, die im Gesträuch und Walde leben; erstere sind braunröthlich, die andern von dunklerer Farbe und etwas kleiner. Ort, wie Ged. 59 Str. 10, 4 des Waldes nächtlichem Ort. Das Aufstören wird übergangen.*)

Str. 5. Leicht gelangt sie vor dem Verfolgenden auf die Felsenhöhe, ja springt über den vor ihr sich öffnenden Abgrund. — V. 2. Klettern, hier vom Hinaufrennen mit Benutzung der Spalten zum Festhalten.**) — V. 4. Der gewagte Sprung. Sie springt wohl über 15 Fuß breite Spalten. Aber bis zu der Spalte ist ihr der Jäger gefolgt. — V. 5. Verwogen. Vgl. zu Ged. 44 Str. 2, 4.***) — V. 1 und 3 sind malerisch durch die bezeichnenden Konsonanten in der Felsen nackte Rippen, Riß geborstner†) Klippen.

Str. 6. Auf dem Felsgipfel, auf den sie gesprungen (den „schroffen Zinken"), eilt sie bis zur äußersten Spitze (dem „höchsten Grat")††), hinter welcher kein Fels mehr zu sehn, die sich vielmehr von hier furchtbar in die Tiefe herabsenken, so

---

*) Früher stand V. 4 vor sich und V. 6 „Scheucht er fliehend die Gazelle."

**) Ursprünglich lautete V. 2: „Setzt sie mit behendem Schwung."

***) Im ersten Drucke steht: „Doch von Fels zu Fels verwogen."

†) So schrieb Schiller in den Gedichten statt des ursprünglichen wohl bessern gespaltner. Haller in den Alpen:

Da setzt ein schüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen fort.

††) Ursprünglich stand V. 1 den steilen. V. 2 schrieb Schiller in der Handschrift der Prachtausgabe dem steilen Grat, da er nicht beachtete, daß steil

daß sie nicht weiter kann *) Denn können auch Gemsen wohl eine senkrechte Wand bis zu 30 Fuß herabspringen, hier sieht sie in die fürchterlichste Tiefe hinab, so daß sie entsetzt stehn bleibt. Daß das Thier in der Verzweiflung oft zurückspringt und den Jäger dann nicht selten in die Tiefe stürzt, konnte der Dichter hier nicht gebrauchen. Fäsi bemerkt, die Gemsen würden zuweilen vom Jäger an einen viertheilschühigen engen Paß getrieben, „daß sie nicht weiter vor sich fliehen können, hinter sich aber ihren Todfeind sehen, der ihnen den Rückweg abschneidet." — V. 1. Jetzo auf ist doch übelklingend. Ein jetzt nun stand dem Dichter zu Gebote. — V. 2. Daß die höchsten Felsspitzen Graten, die auf die höchsten Felsen steigenden Gemsen Gratthiere heißen, hatte sich Schiller angemerkt. — V. 6. Des Feindes Nähe, der nahe Feind. Vgl. zu Ged. 41 Str. 1, 2.

Str. 7 f. Die vergeblich um Schonung bittende Gemse wird durch die Erscheinung des Berggeistes gerettet. — Str. 7, 1. Des Jammers stummen Blicken. Sie kann ihre Noth nicht in Worten aussprechen. — V. 5. Der Bergesalte, der seit uralter Zeit im Berge waltet, und auch wirklich in der Gestalt eines Greises erscheint, wie Gebirgsgeister häufig. — Str. 8, 1. Mit seinen Götterhänden, die er nicht dem Jäger entgegen, sondern über das Thier hält oder legt.**) In den beiden letzten Versen weist er ihn von dem höchsten

---

V. 5 folgt. Es müßte dann dort etwa schroffe oder grause Höhe gelesen werden.

*) Ursprünglich stand V. 3 Klippen statt Felsen, wie Schiller der Abwechslung wegen schrieb. V. 4 lautete „Und der wilde Jäger naht", was jetzt treffend verbessert ist, wie auch das frühere die schroffe Jähe am Schlusse von V. 5 beseitigt ist, freilich durch einen unreinen Reim.

**) Die beiden ersten Verse lauteten im ersten Druck: „Schützend mit den Götterhänden deckt er das verfolgte Thier", V. 3 begann „Darfst du".

Gipfel der Felsen zurück, wo die Gemsen in seinem Reiche ihre Zuflucht haben; es ist die ihnen auf Erde bestimmte Stätte.*) — Herde, insofern die Gemsen unter seinem Schutz stehen. Diesen Ausdruck fand Schiller in seiner Quelle.

46. Dithyrambe.

Gedichtet am 12. August 1796 und unter der Ueberschrift der Besuch im Musenalmanach auf das folgende Jahr gedruckt. Vgl. Band I, 165. Den Gedanken, daß neben der Begeisterung Ruhe und Klarheit den Dichter beseelen müssen, kleidet Schiller in die Vision, die ihm gewogenen Götter erhöben ihn auf seinen Wunsch zum Olymp, wo der Nektar ihm jene Ruhe und Klarheit verleihe. Die Gewogenheit der Götter spricht sich in ihrem Besuche aus, wobei der Dichter die Unmöglichkeit empfindet, sie würdig zu bewirthen, und diese Empfindung ist es gerade, welche in ihm den Wunsch erregt, zum Olymp entrückt zu werden. Daß es sich hier vom Dichter handle, wird Str. 3, 1 sehr nebensächlich angedeutet, und daß er durch den Genuß des Weines in diese Vision versetzt werde, kann man nur daraus schließen, daß unter den Göttern Bacchus zuerst erwähnt ist. Das Ganze ist nicht zu rechter Klarheit gediehen. Veranlaßt wurde unsere Dithyrambe (diese auf die schwärmerische Begeisterung deutende Ueberschrift erhielt das Gedicht in der ersten Sammlung der Gedichte)**) vielleicht durch die kleine

*) Statt Raum hat der erste Druck Raums.

**) Dieselbe Ueberschrift hatte Goethes launige Vision deutscher Parnaß in der Ausgabe vom Jahre 1806. Schiller hatte sie im Musenalmanach

orazische Ode I, 30, wo der Dichter die Venus bittet, ins Haus der ihr opfernden Glycera zu kommen und mit sich zu bringen den glühenden Knaben (Amor), die Grazien, die Nymphen, die Jugend und den Merkur. Ueber das Emporsteigen zum Olymp vgl. zu Ged. 29 Str. 11. Erst in der Handschrift für die Prachtausgabe zog der Dichter die Strophe in 7 Verse zusammen, so daß V. 1 f. gleich V. 4—6 daktylisch gemessen werden, der kleine daktylische Vers 3 den Anfang der Strophe abschließt, die beiden Schlußverse den jambisch anapästischen Versen in Ged. 41 entsprechen. Ursprünglich begann die Strophe mit den drei kurzen Versen —◡◡–◡, ◡—◡◡◡—◡, —◡◡— und sie schloß mit den vier gleichen Versen ◡—◡◡—◡. Körner fand in unserm Gedichte Hoheit mit Lieblichkeit und frischem Leben vereinigt. Das Ganze sei aus *einem* Stücke, der Hauch eines glücklichen Moments; die Sprache in einfachem Schmucke, ohne Ueberladung, schwebe in einem edlen und leichten Rhythmus dahin. Der Ausdruck ist freilich meist schwungvoll und fließend, die rhythmische Bewegung sehr leicht und bezeichnend, aber das Ganze künstlich und gemacht.

Str. 1. *Der trinkende Dichter sieht sich in der Begeisterung von allen Göttern besucht.* — Schon der allgemeine Satz am Anfange nebst der Anrede „das glaubt mir" wirkt erkältend als Einleitung zur folgenden Vision. Viel passender wäre die Versicherung, daß ihm das folgende wirklich begegnet sei, wie wenn Horaz carm. II, 19. 2 seiner Beschreibung, wo er den Bacchus mit seinem Gefolge gesehen, die Mahnung einfügt, „glaube es, Nachwelt!" — V. 4—10 sind nicht allgemein zu fas-

---

Sängerwürde genannt. Auch E. von Kleist hatte ein Gedicht *Dithyrambe* geschrieben, das aber Schiller nicht vorschwebte, der seine Dithyrambe ja ursprünglich anders überschrieben hatte.

sen, sondern als Vision. Bacchus naht sich dem trinkenden Dichter, der von ihm begeistert ist. Die Wahl der einzelnen zuerst genannten Götter ist insofern von Bedeutung, als Liebe und Sang, deren Verbindung auch Ged. 47 feiert, die Würze des Weines sind. — Nach und nach finden sich alle Götter ein.*) Wohl nur zufällig ist die Uebereinstimmung mit dem angeführten Gedichte von Kleist:

Siehst du Lyäen
Und die Freude nun?
Bald wirst du auch
Amorn sehen
Und auf Rosen ruhn!

— Sie nahen, sie kommen, wo kommen auf das Eintreten bezogen werden muß, nahen auf das Herabkommen vom Olymp, kaum umgekehrt (vgl. Ged. 47 Str. 1, 3), wenn überhaupt eine Unterscheidung anzunehmen ist. Vgl. Ged. 58 Str. 14, 3.

Str. 2. Anrede an die versammelten Götter, die er nicht würdig bewirthen könne, weshalb sie ihn zum Olymp, wo allein selige Freude wohne, erheben und ihn mit ihrem Nektar laben sollen. Die Verbindung ist seltsam, der Uebergang ganz unvermittelt. Wunderlich scheint der Gedanke, daß die Götter von ihm bewirthet sein wollen, noch wunderlicher, daß er sie bittet, sie möchten lieber ihn mit ihren olympischen Gaben bewirthen. — V. 1. Sagt, nicht allgemeine Anrede, wie glaubt mir Str. 1, 1. — V. 3. Himmlischen Chor kann nur auf die Angeredeten gehn. Chor, wie Zahl,

---

*) Im Musenalmanach stand lustigen, aber Herrliche; beide Wörter sind mit kleinem Anfangsbuchstaben zu schreiben, wie verhaßten Str. 3, 4. Vgl. Ged. 54 Str. 21, 7.

Schar, Heer. Vgl. zu Ged. 54 Str. 24, 2. — V. 4 stand ursprünglich leihet statt schenket, was kaum eine Verbesserung sein dürfte. — V. 6. Olymp. In Jupiters Sale tafeln die Götter, wie es Homer am Ende des ersten Buches der Ilias beschreibt. Vgl. Ged. 47 Str. 1, 5 f. 54 Str. 22.

Str. 3. Jupiter läßt dem jetzt mit allen Göttern zum Olymp erhobenen Dichter von Hebe Nektar einschenken, damit alle irdische Beschränkung von ihm schwinde, worauf er von göttlicher Ruhe und Klarheit erfüllt wird. — V. 1—6 sind als Rede Jupiters in Anführungszeichen einzuschließen. Hebe schenkt schon am Anfang des vierten Buches der Ilias den Göttern den Nektar ein. Uebrigens schwebt dem Dichter wohl die auch sonst von ihm benutzte horazische Ode III, 3 vor, wo es von Augustus heißt, auch er trinke nun Nektar im Olymp (11 f.), und von dem zum Olymp Erhobenen (34 f.), er lerne den Nektartrank kennen. Durch den Genuß des Nektar werden ihm gleichsam die Augen aufgeheitert, eine etwas seltsame Vorstellung (Thau, wie Naß, dichterisch von jeder Flüssigkeit), so daß er an den allen Menschen Tod drohenden und von ihnen gehaßten Styx nicht mehr denkt, was freilich etwas wunderlich durch „den Styx nicht schaue" bezeichnet wird. Etwas ganz anders ist es, wenn in der Bibel den Tod nicht sehn für nicht sterben steht (Joh. 8, 51) oder in der vossischen Uebersetzung der Ilias ähnlich „des Aïdes Wohnung sehn" (XV, 251 f.), wo im Griechischen „zum Hause des Aïdes kommen" sich findet. — V. 7 f. spricht der Dichter, als Hebe ihm einschenkt, V. 9 f., nachdem er getrunken hat. Oder wird er etwa schon vom Dufte beruhigt?

47. Die vier Weltalter.

Den ersten Entwurf unseres durch das Mittwochskränzchen hervorgerufenen, früher der Sänger überschriebenen Gedichtes sandte Schiller den 4. Februar 1802 an Körner, der ihm „eine recht belebte dithyrambische Musik“ dazu setzen möge, „um eine recht exaltirte Stimmung auszudrücken“; die zwei letzten Verse würden immer vom Chor wiederholt und erforderten also eine Variation. Körner sandte am 10. eine Melodie des Gedichtes, das ein ganz vortrefflicher Tafelgesang sei. Eine Stelle desselben, meinte er, werde von den Feinden des Christenthums mißbraucht werden; da er als ein Lieblingsdichter der Nation einen weitverbreiteten Einfluß habe, so sei es nicht gleichgültig, wie er sich über das Christenthum äußere. Eine Bitterkeit gegen das Mönchsthum sei bei dem Dichter sehr begreiflich, und in einem dithyrambischen Gesange, wo er seine Ausdrücke nicht abmesse, könne er zu harten Aeußerungen gegen eine Religion hingerissen werden, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude sei. Schiller erwiederte, diese Stelle habe er vorzüglich gemeint, als er ihm geschrieben, daß dem Gedichte noch die letzte Hand fehle. Am 17. März meldet er, die Melodie zu den vier Weltaltern (diesen Namen hatte er unterdessen dem Gedichte gegeben) mache besonderes Glück. Das Gedicht selbst hatte eine andere Gestalt bekommen; in dieser wollte Schiller es am 20. April mit nächster Post an Körner senden. Er wiederholt das Versprechen am 6. Juni. Wie er im Lied an die Freude die Freude, in der Gunst des Augenblicks die günstige Stimmung beim Mahle gepriesen hatte, so hier Gesang und Liebe. Der Sänger darf auch bei dem Mahle der Götter nicht fehlen (Str. 1). Er weiß alles, was geschieht, geschehen ist und geschehen wird (Str. 2),

er verschönt das Leben (Str. 3), stellt im raschem Worte das All dar (Str. 4). Von Anfang der Welt an ist er den Menschen gesellt gewesen, was durch alle vier vergangenen Weltalter durchgeführt wird (Str. 5—11), wobei die Erwähnung, daß im Mittelalter die Frauenliebe den Gesang erhalten habe, auf die Verbindung zwischen Liebe und Gesang führt, die dem Leben allein seinen Reiz gebe und erhalte. Eine abgerundete Einheit geht dem Gedichte ab, da die Ausführung über die verschiedenen Weltalter eine unverhältnißmäßige Breite einnimmt und der Schluß rein zufällig, bloß als eine galante Wendung erscheint, die keinen Abschluß gibt. Die ausschweifende, den Boden der Wirklichkeit oft verlassende Feier des Sängers muß man dem dithyrambischen Schwunge zu Gute halten. Schiller war bestrebt, die Gesellschaftlieder von dem gewöhnlichen Tone der Freimaurerlieder und der Prosa des gemeinen Lebens zu befreien, sie durch einen höhern Schwung zu heben; eine erhöhte, sich ganz begeistertem Gefühle hingebende Stimmung bezweckte er gerade in unserm Liede, wie er es gegen Körner ausspricht. Man geht demnach auch gewiß fehl, wenn man in der Darstellung der vier Weltalter tiefe Weisheit, eine besondere philosophisch historische Auffassung suchen will. Dem Dichter war es nur darum zu thun, seine Behauptung, daß der Sänger jedem Weltalter sich als ein fröhlicher Wanderer geselle, so gut es gehn wollte, durchzuführen. Das Versmaß ist dasselbe, in welchem er schon im Jahre 1797 das Reiterlied, die Worte des Glaubens, Hoffnung, Licht und Wärme und, jedoch mit Ausschluß aller Anapästen, Breite und Tiefe, 1799 die Worte des Wahns gedichtet hatte. Statt der Jamben treten meist Anapästen ein; einzelne Verse bestehen nur aus Anapästen, selten sind zwei oder gar drei Jamben in einem Verse. Von unserer Strophe unterscheidet sich die im

Taucher im Jahre 1797 angewandte dadurch, daß V. 4 kürzer ist, V. 2 und 4 männlich, V. 5 f. weiblich auslauten, wogegen in Ged. 44 die Strophen bald weiblich, bald männlich schließen.

Str. 1. Der Sänger bringt das Beste zum Mahle, das selbst bei den Göttern des Sanges nicht entbehren darf. — V. 1 f. Wohl, schön, herrlich. Vgl. Ged. 64 Str. 3, 3. Vielleicht schwebte dem Dichter der Anfang des neunten Buches der Odyssee vor, wo Odysseus gesteht, nichts Angenehmeres zu kennen, als wenn Schmausende horchen auf den Sänger,

> Sitzend in langen Reihen, da voll vor ihnen die Tafeln
> Stehen mit Brod und Fleisch, und lieblichen Wein aus dem Mischkrug
> Schöpfet der Schenk und tragend umher eingießt in die Becher.
> So was däucht mir im Geist die seligste Wonne des Lebens. —

Purpur kann kaum von der hochgelben (goldenen) Farbe des Rheinweins stehn; es muß auf rothen Wein deuten. Vgl. Ged. 50 Str. 3, 4. Der Purpursaft der Reben steht Ged. 43 Str. 3, 3. Vgl. Purpurflammen Ged. 4 Str. 7, 2, Purpurröthe Ged. 7 Str. 12, 2, Purpurblut Ged. 8 Str. 5, 5, Purpur der Wangen Ged. 7 Str. 20, 3, purpurner Kuß (der Morgenröthe) Ged. 17 Str. 6, 2 Freilich wäre der Ausdruck golden bezeichnender.*) — Glänzen, von der durch den Wein erregten Freude. — V. 3. Es zeigt sich, an der Thür. Vgl Ged. 46 Str. 1, 6. — V. 4. Zu dem Guten, Trank und Speise. Vgl. Ged. 43 Str. 3. — V. 5 f. Denn ohne Sang ist auch das Nektarmahl im Olymp nichts. Vgl. Ged. 46 Str. 2, 6. Vom Göttermahle im Olymp sagt Homer (Ilias I,602 ff.):

> Und nicht mangelt ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
> Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollons,
> Noch des Gesangs der Musen mit hold antwortender Stimme.

---

*) Ein Herr Noiré spottet in seiner Albernheit über diese sachgemäße Begründung.

Str. 2. Der Sänger schaut mit klarem Sinne alles Gegenwärtige, Vergangene und Zukünftige. Vielleicht schwebt die Stelle des Hesiod vor, der am Anfange der Theogonie sagt, die Musen sängen alles, was sei, was sein werde und was zuvor gewesen, was Ilias I, 70 dem Seher Kalchas beigelegt wird. Bei Homer wissen die Sänger nichts, nur die Musen theilen ihnen alles mit, da sie bei allem zugegen gewesen und es wissen (Ilias II, 485 f.). — V. 2. Die Welt heißt die ewige von ihrem unermeßlich langen Bestehen. — V. 3. Geschieht, hier von allem, was von jeher bis auf den gegenwärtigen Augenblick geschehen ist. — V. 4. Versiegelt, verschlossen hält. — V. 5 f. dienen als Begründung von V. 4. Das Uebertriebene ist dem dithyrambischem Schwunge ganz gemäß. — Rath, wo die Götter über alle Zukunft beschlossen. Das stimmt freilich nicht zur homerischen Vorstellung, wo das Schicksal über den Göttern steht. — Der Dinge geheimste Saat, wie sie im geheimen das Werden der Dinge angeordnet.

Str. 3. Der Sänger verschönt das Leben, was der Dichter in drei verschiedenen Bildern darstellt — V. 1 f. vergleicht er das Leben mit einem schönen Gewebe, wie das der Helena Ilias III, 125 ff., das zusammengefaltet ganz unscheinbar ist, aber, wenn man es entfaltet vor dem Blicke des Beschauers ausbreitet, viele reizende Bilder zeigt. Der Vergleich ist nicht klar genug ausgeführt; lustig und glänzend gehören nicht in den Vergleich, sondern sind eigentlich zu fassen von der Lust und dem Glanz des Lebens. — V. 3. Die Hütte von Philemon und Baucis verwandelte Jupiter in einen Tempel (Ovid. Met. VIII, 699—702). — V. 4. Es, dies zu thun, die Macht dazu. Anstößig bleibt der Ausdruck, da die Verbindung die Beziehung des es auf Haus zu nahe legt. — V. 5 f. Vielleicht dachte Schiller

an den Ausspruch des Heraklit: „Tretet ein! auch hier sind Götter!" — V. 5 ist in der Mitte eine überzählige Silbe. Durch kein Hüttchen wäre dem Verse leicht aufgeholfen. Kein' oder gar ke' Hütte gestattet nur der launige Ton, wie in Goethes Freibeuter.

Str. 4. Der Sänger gibt im rasch hinschwindenden Worte ein Abbild des Weltalls. Es ist wohl dasselbe gemeint, was Goethes Leonore von Tasso sagt (I, 1):

> Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
> Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
> Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
> Das weit Zerstreute sammelt sein Gefühl,
> Und sein Gemüth belebt das Unbelebte.

Alles, was Natur, Geschichte und Leben bieten, gestaltet der Dicher zu einem anschaulichen Bilde, in welchem er nur die bezeichnenden Züge vereinigt, alles Zufällige ausscheidet. Er zieht es so ins Kurze zusammen, wie Hephästos auf der äußersten Schicht am Rande des Schildes des Achilleus (der ganze bestand aus fünf Schichten) Erde, Meer und Himmel (Ilias XVIII, 483 ff.):

> Drauf nun schuf er die Erd' und das wogende Meer und den Himmel,
> Helios auch, unermüdet im Lauf, und die Scheibe Selenes,
> Drauf auch alle Gestirne, so viel sind Zeichen des Himmels,
> Auch Plejad' und Hyad' und die große Kraft des Orion,
> Auch die Bärin, die sonst der Himmelswagen genannt wird. —

Hephästos heißt erfindend (Voß Il. XXI, 367, *πολύφρων*) wie erfindungsreich Ged. 54 Str. 16, 2 (Voß Il. XXI, 355, *πολύμητις*). — Mit göttlicher Kunde, wie es in der Ilias I, 608 heißt mit kundigem Geist der Erfindung (*ἰδυίῃσι πραπίδεσσιν*). — V. 5. All, aus Reimnoth statt Alls. —

V. 6. Schall, vom Worte. Vgl. Ged. 40 Str. 5, 4. Das Wort wird als für den Augenblick bestimmt bezeichnet. Im Prolog zum Wallenstein heißt es von der Kunst des Mimen:

> Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
> Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung.

Das Wort wird hier als Stoff gedacht, als Form, worein er das Bild drückt.

Str. 5. Von Anfang an hat der Sänger die Menschen begleitet, alle vier Alter durchlebt, die er dem fünften schildert. — V. 2. Die Jugendlust wird erwähnt, weil der Sänger („der fröhliche") diese sich erhalten hat. — V. 5 f. leiten launig die folgende Schilderung ein. Hesiod spricht in den Tagen und Werken 174 ff. den Wunsch aus, vor dem fünften Menschenalter gestorben oder später geboren zu sein, da dieses, das eiserne, voll Elend sei.

Str. 6. Als erstes Geschlecht nennt er das der Hirten, die er launig als eine Art Schlaraffen schildert. Hesiod sagt von dem ersten, dem goldenen Geschlechte, das Kronos (Saturnus) beherrscht habe (112 ff.):

> Und sie lebten wie Götter mit stets unsorgsamer Seele,
> Von Arbeiten entfernt und Bekümmerniß. Selber des Alters
> Leiden war nicht; nein, immer sich gleich an Händen nnd Füßen,
> Freuten sie sich der Gelage, von jeglichem Uebel entäußert.
> Reich an Herden der Flur und geliebt den seligen Göttern;
> Und wie im Schlaf hinsterbend verschieden sie. Jegliches Gut auch
> Hatten sie; Frucht gewährte das nahrungsprossende Erdreich
> Immer von selbst, vielfach' und unendliche; und nach Gefallen
> Schafften sie ruhig ihr Werk im Ueberschwange der Güter.

Man halte dagegen die schöne Schilderung des goldenen Zeitalters in Goethes Tasso (II, 1). Die Liebe wird hier absichtlich her-

vorgehoben, wie in Str. 7 die Verehrung der Schönheit, in Str. 8 die göttliche Phantasie, in Str. 10 f. der Frauendienst.

Str. 7. Bei dem zweiten, dem heroischen Geschlecht liegt die Schilderung des vierten hesiodischen zu Grunde; das zweite und dritte sind das silberne und eherne, von denen das erstere wegen seiner Gottlosigkeit von Zeus vertilgt ward, das andere, das eherne, in seiner wilden Gewaltsamkeit sich selbst vernichtete. — V. 1—4. Das vierte Geschlecht schuf Zeus edler und gerechter (159 ff.),

> Jener Heroen Geschlecht, das göttliche, welche die Vorwelt
> Einst Halbgötter genannt, in der Erd' unendlichen Räumen.
> Sie auch hat das Verderben des Kriegs und die gräßliche Zwietracht
> Theils im Kadmeergefield an der siebenthorigen Thebe
> Ausgetilgt in dem Kampf um Oedipus' weidende Herden;
> Andere auch, in Schiffen durch mächtiges Wogengetümmel
> Führend in Trojas Land, der lockigen Helena wegen.

Schiller erwähnt auch die Besiegung von wilden Thieren, welche die Sage von Herkules, Theseus u. a. berichtet. Vgl. Ged. 29 Str. 11, 3 f. Ged. 62 Str. 7. — Damals begannen die Zeiten der Helden, die bald zu Herrschern wurden, da die Schwachen sich unterwarfen. — V. 5 springt er zum Kampf vor Troja über. Der Skamander (Menderé) und Simois (Dümbrek) werden in der Ilias mehrfach als die Ströme Trojas bezeichnet, die sich in der Ebene vereinigen (Ilias V, 774) und das eigentliche troische Feld (*Τρώιον πεδίον*) bilden, wo die Schlachten stattfinden. Vgl. Hor. epod. 13, 13. 14. So braucht Schiller des Skamanders Feld in der Uebersetzung von Virgils Aeneis II Str. 47, 1. Des Skamanders Thal steht so Ged. 52 Str. 4, 4. — V. 6. Daß die Schönheit immer geherrscht habe, auch in diesen wilden Zeiten, wird hervorgehoben, dagegen hier ebenso wenig als Str. 6 des Sängers gedacht.

Str. 8. Als drittes Geschlecht erscheint die Blüthezeit griechischer Dichtung und Kunst, die Schiller in den Künstlern und den Göttern Griechenlands so begeistert gepriesen hatte. — V. 1 f. Der Kampf kann nur der vor Troja sein, wo sich die Heldenkraft Griechenlands bewährt hatte. Von dem trojanischen Kriege leitete der Dichter die Entstehung der Dichtung und Kunst ab. Den beiden ersten Geschlechtern muß er demnach den kunstlosen Gesang zuschreiben. — V. 3. Die Musen stiegen damals zur Erde hernieder und die bildende Kunst stellte Götter dar.*) Vgl. Ged. 29 Str. 5 a. — Die weitere Beschreibung wird durch die Klage unterbrochen, daß diese schöne Zeit der edlen Sinnlichkeit vorüber sei. Das Abbrechen hätte man auch im Ausdruck lebendiger bezeichnet, nicht bloß durch den Gedankenstrich angedeutet gewünscht. Vgl. Ged. 29 Str. 12, 17.

Str. 9. Das vierte Geschlecht begann, als das Christenthum die Götter stürzte, die Sinnenlust verwarf und die Menschheit in sich gehn, über sich nachdenken ließ. Vgl. Ged. 29 Str. 13. — Die herrlichen Säulen, die Bildsäulen. Vgl. Ged. 36 Str. 9, 4. An die Säulen der Tempel (vgl. Ged. 54 Str. 3, 7) ist eben so wenig zu denken als an die des Himmelssales; es müssen die Säulen der Götter selbst gemeint sein. — V. 4. Der Name Jesus heißt Retter, Heiland. — V. 6. Das Denken steht der flüchtigen Lust entgegen.**)

Str. 10. Schilderung des düstern und wilden Mittelalters, das aber doch auch die Liebe hoch hielt. — V. 1. Der Sinnenreiz galt als eitel und üppig, während er die sich der Freude hingebende Jugendwelt (die drei ersten Ge=

*) Schiller schrieb erhuben, nicht erhoben. Vgl. Band I, 410.

**) Statt ward hätte wohl war als wohllautender den Vorzug verdient.

schlechter) geschmückt hatte. — V. 4. Eisen, ganz in Eisen gehüllt. — V. 5 f. Das Turnier, wo die Schönen den Preis vertheilten, bringt den Dichter gerade auf die Achtung der Frauen.

Str. 11. Die Liebe, die Minne war es, die im Mittelalter die Dichtung wieder belebte. — V. 1—4. Der Altar der Musen war der Frauen Herz, in welchem die Dichtung alles Edle und Gute fand; hier entzündete sich von neuem das Lied. — V. 5 f. Der Dichter nimmt an, daß die Dichtung längere Zeit verschwunden, erst in den Minnesingern neu erstanden sei. Daß dieses nicht mit der geschichtlichen Wahrheit genau stimmt, kümmert ihn nicht.

Str. 12. Die Erwähnung der Frauen führt auf die innige Verbindung der Sänger und Frauen, des Gesanges und der Liebe, welche dem Leben den fast verlorenen Reiz der Jugendwelt wiedergab. — V. 1. Drum, weil sie die Dichtung wieder hervorgerufen. — V. 3 f. Wirken und weben gehören als gleichbedeutend enge zusammen. Vgl. Ged. 74, 1 und den schönen Ausspruch der Prinzessin in Goethes Tasso II, 1: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt u. s. w." — Den Gürtel, mit Beziehung auf den Gürtel der Venus, den Liebesgürtel. Vgl. Ged. 21 Str. 19, 6. Einen ähnlichen Gürtel des Schönen und Rechten denkt sich der Dichter. Vgl. Ged. 74 Str. 1, 3 ff. — V. 5 ist schönen nach Schönen V. 4 anstößig.

Einem frühern Versuche, den Sänger zu feiern, der wohl kurz vor unser Gedicht fällt, scheinen die folgenden auf ein besonderes Blatt von Schiller geschriebenen Strophen anzugehören:

Es liebt der Vogel im freien Wald
Von Zweigen zu Zweigen zu (hüpfen) gleiten,
Der Sänger des Schönen wird nirgends alt,
(Und) Wie des Jahres wechselnde Zeiten,

Wie der heilige Vogel des Sommers zieht,
Der auf Kirchendächern sich bauet,
Des Lorbeers unschuldige heilige Zier,
(Er) Sie locket nicht an des Räubers Begier;

Ihr habt mich gespeist und getränket!

Lebt wohl und des Sängers gedenket!

Er singt, was auf Erden der Heiland gethan,
Er singt von Helden und Schönen,
Er singt von der Liebe heiligen Wahn
In fröhlich einfältigen Tönen.

Die eingeklammerten Wörter hatte Schiller zuerst geschrieben, dann aber durch die unmittelbar folgenden ersetzt. Die unterstrichenen Worte hat Schillers Gattin in lateinischen Buchstaben hinzugefügt.

---

48. Punschlied.

Das Lied erschien zuerst im zweiten, Ende April 1803 ausgedruckten Theile der Gedichte, und zwar am Ende des zweiten Drittels der Sammlung. Der Gedanke dazu war wohl durch das Mittwochskränzchen veranlaßt. Das Gedicht stellt launig die Bereitung des Punsches dar, der, wie die Menschheit und Natur, aus vier Elementen bestehe, wobei es ihn gar nicht kümmert, daß der Name des Getränkes eigentlich fünf bedeutet, da auch Thee dazu gehört. Die vier Bestandtheile theilt

er in zwei Paare, von denen jedes einen Gegensatz enthält: die scharfe Zitrone und der süße Zucker, das nüchterne Wasser und der geistige Arak, Rak. Bei jedem dieser Bestandtheile, mit Ausnahme des zweiten, bei dem es im Gegensatz zum ersten sich eigentlich von selbst versteht, fügt er eine Beziehung auf ein gleiches Element in dem Leben oder der Natur hinzu. Der Schluß mahnt zum raschen Genusse des Punsches, der glühend getrunken werden müsse. Nur hier hat sich der Dichter der kleinen daktylischen Strophe bedient. Goethe schrieb darin 1802 das Gedicht frühzeitiger Frühling; dieselben Verse hat auch die achtversige Strophe seines Gesellschaftsliedes zum neuen Jahr.

Str. 1. In der Einleitungsstrophe ist Leben in demselben Sinne zu fassen, wie Str. 2 und 5, gleichbedeutend mit Welt, nicht von der Natur, sondern vom Menschenleben, das vier Temperamente zeigt. Schiller und Goethe hatten sich viel mit der Bestimmung der Temperamente beschäftigt. Nach Schelling hängen die vier Temperamente mit den vier von ihm angenommenen Elementen, dem Kohlen-, Stick-, Wasser- und Sauerstoff, zusammen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß unser Gedicht mit launiger Beziehung auf Schellings Naturphilosophie (1799) gedichtet ist, wie Goethes gleichzeitig entstandenes Gesellschaftslied Weltschöpfung (später Weltseele) auf die schellingische Lehre Rücksicht nimmt.

Str. 2. Den Gedanken, „so besteht auch der Punsch aus vier Elementen", übergeht der Dichter. — V. 2. Stern heißt die Zitrone mit Bezug auf ihre innere Gestalt. — V. 4. Kern, der eigentliche Hauptinhalt, da das Leben voller Mühen und Drangsale ist.

Str. 3, 3 f. Brennend steht nicht richtig von dem säuerlichen, beißenden Geschmack. Herb sollte nicht wiederholt sein

(vgl. Str. 2, 3). Womit das Leben uns versüßt wird, durfte der Dichter nicht übergehn. Das Leben ist reich an mancherlei Genüssen, an geistigen, wie leiblichen; Liebe und Freundschaft bilden die reichsten.

Str. 4, 1 f. Daß das Feuer zum Punsch ebenso nöthig ist als das Wasser, verhüllt er in der Bezeichnung „des Wassers sprudelnder Schwall". — V. 3 f. Willkürlich ist hier die Annahme, daß das Weltall von Wasser umgeben sei. Das Wasser soll als ruhig, nüchtern bezeichnet werden, im Gegensatz zum aufregenden, belebenden Arak.

Str. 5, 4. Er, der Geist, der hier allgemein gefaßt wird.

Str. 6. Verdüftet. Vgl. Band I, 343. Auch hier erwartete man V. 3 f. eher einen allgemeinen Satz. Aber der glühende Punsch übt solche Anziehung, daß die allgemeine Beziehung darüber verloren geht und das Lied mit der Mahnung endet, ihn ja nicht erkalten zu lassen.

---

49. An die Freunde.

Unser Gedicht sandte Goethe am 4. Februar 1802 mit den vier Weltaltern (Ged. 47) an Körner zur Tonsetzung, obgleich es noch nicht die letzte Hand erhalten hatte. Dieser fand beide Tafelgesänge vortrefflich; sie schienen ihm ganz das Gepräge einer geistvollen deutschen Natur zu haben. „In dem Rausche, sagt

man, wird der Charakter erkannt; daher muß ein deutsches Bacchanal auch ganz anders erscheinen als etwa ein französisches. Uns führt die exaltirte Stimmung in die Ideenwelt, und gern folgen wir dem Dichter, der uns auf den höchsten Standpunkt der Betrachtung stellt und ein Gemisch von ernsten und lieblichen Bildern vor uns vorübergehn läßt". Auch von unserm Gedicht wollte Schiller am 20. April die spätere Gestalt an Körner schicken, welches Versprechen er am 6. Juni wiederholte. Der Dichter tröstet seine Freunde darüber, daß sie nicht in bessern Zeiten, nicht in schönern Himmelsstrichen, nicht am größten Handelsorte der Welt, nicht in dem ewigen Rom, nicht an dem Schauplatz großer Begebenheiten leben, indem er hervorhebt, daß ihnen doch für alle diese Entbehrungen ein Ersatz gegeben sei. Durch nichts ist angedeutet, daß das Gedicht ein Gesellschaftslied sein solle. Dem Ganzen fehlt es gar sehr an frischer Wärme; es ist gekünstelt, durch keinen Hauch lebendiger Empfindung belebt, wenn es auch an Glanz der Sprache und im einzelnen an trefflichen Stellen und kunstvoller Ausführung nicht fehlt. In den Versen vermißt man oft leichten Fluß. Sehr hart sind Str. 1, 1, Str. 2, 1, Str. 3, 2, Str. 4, 1. Den Reim Pforten auf Norden finden wir Str. 4. Das Versmaß ist dasselbe, welches sich in mehrern Jugendgedichten Schillers findet (Ged. 6. 8 a. 14), nur am Ende durch vier, den frühern gleiche Verse erweitert, die abwechselnd reimen. Die Ballade Hero und Leander vom Jahre 1801 hat dieselbe Strophenform, nur sind alle Verse um einen Fuß kürzer. In den vier ersten Strophen tritt der Gegensatz regelmäßig mit V. 7 ein, bei der fünften schon V. 3, eine sehr auffällige Verschiedenheit; wäre diese nicht, so könnte man die vier letzten Verse immer als Chor fassen.

Str. 1. Freilich waren die Griechen ein edleres Volk als wir, aber sie sind verschwunden, und wir haben eben so viel Recht, uns des Lebens zu freuen, wie sie zu ihrer Zeit. — V. 1. Lieben Freunde, richtigere Form der Anrede; nur aus mißverstandenem Wohlklangsgefühl nimmt man dem Vocativ sein **n**; freilich in der Einheit ist der Vokativ dem Nominativ gleich. — V. 2. Streiten, kühn für bestreiten. — V. 3. Edler, geistig begabter. Der undeutliche Ausdruck ist anstößig. Schiller sagt von den Griechen in den Briefen über die ästhetische Erziehung, sie hätten die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigt. — V. 4—6 sind sehr prosaisch. Steine, besonders Bildsäulen, aber auch Reste von ihren Tempeln und sonstigen öffentlichen Gebäuden. — V. 9 f. Statt das lebende Geschlecht den Griechen entgegenzusetzen springt er gleich zu dem Kreise der Freunde über. Vgl. Goethes zehnte Elegie. — V. 12. Sprichwörtlich im Sinne „nur der Lebende gilt“, wie es umgekehrt heißt: „Todte und Abwesende haben immer Unrecht.“ Vgl. auch das Wort: „Lebendiger Mann, lieber Mann“.

Str. 2. Freilich gibt es schönere Länder als das unsrige, aber auch hier lebt es sich leidlich, und die Kunst liefert uns manches, was die Natur versagt hat. — V. 3 ist ein müßiger Zusatz. Ob der Dichter sebst und seine Freunde andere Länder kennen, kommt nicht in Betracht, und von seinen Freunden hatten ja viele, besonders solche, die am Gesellschaftskränzchen Antteil nahmen, bei welchem das Lied gesungen werden sollte, Italiens Herrlichkeit gesehen. Eine seltsame Annahme Boxbergers ist es, der „weitgereiste Wanderer“ sei Goethe. — V. 4. Die Kunst, die Veredlung des Klimas durch Kultur. In einer ähnlichen Weise steht Kunst Ged. 50 Str. 8, 3. — V. 6. Sie erfreut uns durch

das, was sie dem Boden abringt. Schwebt hier schon der Wein allein vor, der das Herz erfreut, oder ist der Satz allgemein zu nehmen? Ihr Licht stände dann von allem, was ihre Weisheit (ihr Licht) geschaffen hat. Der Ausdruck ist jedenfalls dunkel. — V. 7 f. deuten auf Mignons Lied „Kennst du das Land" hin, woran auch Ged. 38 Str. 3, 5 f. erinnert. — V. 9 f. Freilich wuchs auch in Jena und Dornburg Wein, aber der Dichter hat hier doch wohl ganz Deutschland im Sinne, das den Rheinwein spendet. Daß nur des Rebenlaubs zum Bekränzen der Schläfe gedacht wird, fällt auf, da ja das Weinlaub sich nicht durch Schönheit ausgezeichnet.

Str. 3. Freilich herrscht in London ein viel bedeutenderer Verkehr, aber nur in stiller Ruhe gedeihen Herz und Geist. — V. 4—6 führen V. 2 f. weiter aus. — V. 6. Dort gilt es vor allem, daß Geld, wie es im Sprichwort heißt, die Welt regiert. — V. 7—10. Das Bild gibt nicht deutlich an, worauf der Dichter zielt. Schubart (nicht Schiller) betet zu Gott in den Morgengedanken am Sonntage (1776): „Die Sonne spiegelt sich nicht in der stürmischen See, aber aus der ruhigen, spiegelhellen Fluth strahlt sie ihr Antlitz wieder. So ruhig erhalte auch dies Herz!" Goethe sagt im Tasso: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt." — Baches (V. 9) nach Bäche (V. 7) ist anstößig.

Str. 4. Freilich erfüllt Rom den Geist mit der Erhabenheit seiner Kunstschätze, aber es entbehrt des sich frisch entwickelnden Lebens. — V. 1. Die Engelspforte, die Pforte der von der bronzenen Bildsäule des Erzengels Michael benannten Engelsburg, der alten Hadriani moles. An dieser Pforte und auf der dazu führenden Tiberbrücke halten sich viele Bettler auf. Schiller erinnerte sich hierbei wohl der Worte von de Pauw, welche Goethe

in seinem Aufsatze Neapel (im Merkur 1788) angeführt hatte: „Ein sogenannter neapolitanischer Bettler würde die Stelle eines Vizekönigs in Norwegen leicht verschmähen und die Ehre ausschlagen, wenn ihm die Kaiserin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.“ Ebendort bemerkt Goethe, in südlichen Gegenden sei derjenige, der weder ein eigenes Haus habe, noch zur Miethe wohne, sondern im Sommer unter den Ueberdächern auf den Schwellen der Paläste und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringe und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen geringes Schlafgeld unterstecke, deswegen noch nicht verstoßen und elend. — V. 4. Der Schönheit Glanzgewimmel ist wohl nur auf die schönen „Kirchen, Paläste, Ruinen und Säulen“ (Goethes Elegien 1, 9) zu beziehen, nicht auf die Schönheit der Natur, die Goethe Elegie 7 hervorhebt. — V. 5 f. Vgl. Schillers Distichon die Peterskirche. Ged. 192, 8. Goethe hatte Schiller an seinen Studien über die Peterskirche Theil nehmen lassen. — Wie ein Himmel, so großartig, mit besonderer Beziehung auf die Kuppel. — V. 8. Vgl. Goethe in den venediger Epigrammen:

> Pilgrime sind wir alle, die wir Italien suchen,
> Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

Nur tritt kräftig zwischen die eng zusammengehörenden Wörter. — V. 9 f. Nicht die Schönheit frischen Naturlebens geht Italien ab, sondern der Reiz geistigen Lebens, da Rom nur von seiner Vergangenheit zehrt. — Die grüne Stunde, der Frühling, die Zeit des Treibens, wo alles grünt, da der Saft in den Pflanzen und Bäumen treibt. Die Alten brauchen grün (χλωρός, viridis) übertragen von allem Frischen. Vgl. Ged. 57 Str. 7, 6. — Streut. Die überall herauskommenden Pflanzen werden als vom Frühling über die Flur ausgestreut gedacht.

Str. 5. Freilich leben wir nicht am Schauplatz großer Begebenheiten, aber das Größte, was je geschehen, geht in der Verklärung der dramatischen Kunst an uns vorüber. Auf diesen Schluß, der die Bedeutung Weimars hervorhebt, ist das Ganze eigentlich berechnet. Alle übrigen Vorzüge Weimars konnten dagegen nicht aufkommen, und durch die überraschende Wendung erhält dieser Schluß ganz besondere Wirksamkeit. — V. 3. Der bekannte salomonische Spruch macht sehr glücklich den Uebergang. Von Neuem kann gar nicht die Rede sein. Und da ist Weimar im Vortheil, da es das Große aller Zeiten uns bietet, während jene Schauplätze der Begebenheiten nur das der neuern Zeit zeigen, was doch nichts Neues ist. Daß auch an den Schauplätzen der Begebenheiten besonders in Paris, die Bühne bedeutsam wirkt, wird absichtlich unbeachtet gelassen. — V. 5. Die Bühne ist der Platz, wo alle Orte und Zeiten vor uns vorübergehen. Vgl. Ged. 220 Str. 5, 1 f. Launig sagt Goethe einmal vom neuern Drama im Gegensatz zur französischen Beschränkung, es habe die weite Welt zum Theaterfeld erobert, worauf jeder bald verstehe, wie es von London nach China gehe, und man für wenig Geld gleich eine Fahrt um die ganze Welt habe. — V. 7. Wiederholt sich, es kommt und vergeht, um später wiederzukommen. Der Ausdruck ist dunkel. — V. 8. Die Gebilde der Dichtung haben allein unvergängliches Leben. — V. 9. Was nicht wirklich gewesen, sondern vom Geiste gebildet worden, wobei freilich nicht ausgeschlossen ist, daß die Dichtung von einer wirklichen Begebenheit ausgegangen ist, ja diese in ihren Hauptzügen darstellt. Lag damals auch Schiller ein erfundener Stoff zu einer dramatischen Darstellung im Sinne, die Braut von Messina, so wußte er doch die Bedeutung geschichtlicher Gegenstände wohl zu würdigen. Die Behauptung ist hier absichtlich auf die Spitze ge-

trieben. Müllner sagt hiernach, er habe in seinem Yngurd nur nach jener Wahrheit gerungen, welche die Musen im Traumgesichte vor des Geistes Auge führten; „was niemals war, das ist zu allen Zeiten.“ Vgl. auch Goethes Wort:

Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machens wahr.

---

50. Punschlied. Im Norden zu singen.

Das Gedicht ward zu dem Souper und Punsch auf dem Stadthause am 26. April 1803 gedichtet oder wenigstens dadurch veranlaßt und am 28. zum Drucke in Beckers Taschenbuch abgesandt. Es befand sich wohl unter den „poetischen Fabrikaten“, die Schiller am 24. Mai 1803 an Goethe sandte. Gleich darauf kam Zelter nach Weimar, dem es der Dichter mit andern Gedichten den 10. Juni an Körner mitgab. Dieser freute sich des Punschliedes, da es einen ernsten deutschen Charakter habe, den er zu Gesellschaftsliedern liebe; es liege nun einmal in unserer nordischen Natur, daß uns selbst die Freude zum Denken auffordere. Der Punsch wird hier, wo der Dichter sich im hohen Norden denkt, als Erzeugniß menschlicher Kunst gefeiert, welche das zu ersetzen wisse, was der Boden zu liefern versage, ein Gedanke, der freilich nur in der Begeisterung des Augenblicks berechtigt ist, da man auf gleiche Weise, wie Zitronen und Arak, sich nach dem Norden Wein kommen lassen kann und glücklicher Weise kommen läßt, man also, wenn der Punsch den Wein ersetzen soll, dieser Kunst gar nicht bedarf. Aber der Dichter verbindet damit noch den Gedanken, daß auch zwei Bestandtheile des Punsches erst durch

die Kunst des Menschen gewonnen und selbst die Südfrüchte durch menschliche Kunst nach dem Norden geschafft werden, so daß der Punsch in jeder Beziehung menschlicher Kunst verdankt wird. Die Ausführung verleugnet den Schwung schillerscher Sprache nicht, doch läßt das Ganze uns kalt, wir fühlen ihm das Gemachte an. Das Versmaß unterscheidet sich von Ged. 39 und 42 nur dadurch, daß die ungeraden Verse nicht reimen, von Ged. 4 nur durch die Länge der Verse, die dort alle einen Fuß mehr haben.

Str. 1—4 schildern die Heimat, die geheimnißvolle Erzeugung, die anziehende äußere Erscheinung und die Wirkung des Weines. Die freie Luft und die Sonnenhitze werden Str. 1 zunächst hervorgehoben, wobei der Dichter der Mittagssonne*) ganz besonders gedenkt, obgleich er auf die Wärme der Sonnenstrahlen noch daneben hinweist. — An des — Kräften ist nicht anschaulich genug. Golden, wie häufig, allgemein lobendes Beiwort, nicht von der Farbe (vgl. Str. 11, 3. Ged. 25 Str. 7, 2), deren Str. 3, 4 gedacht wird. — Str. 2, 1. Und, einfach anknüpfend, wo doch wohl stehn sollte. Vgl. Ged. 52 Str. 9, 12. Ged. 68 Str. 2, 3.**) — Str. 2, 3 f. sind sehr matt. — Das Wirken, die Kraft, der Natur, der großen Mutter. — Str. 3, 1 f. Sehr anstößig ist es, daß die Farbe des Weines zuerst mit der eines Sohnes der Sonne, was wirklich zu nehmen ist, insofern sich der Dichter einen Sprossen des Sonnengottes, wie Phaëthon, denkt, dann mit der Sonne selbst als Feuerquell verglichen wird. — V. 3 f. Die Verbindung mit dem folgenden springt er perlend ist hart. Soll springt er auf die Gährung des Weines gehn? Darauf scheint Tonne

*) Im ersten Drucke steht wohl durch Versehen hat statt hats.

**) Mittagsonne haben der erste und zweite Druck.

zu deuten, was auf Sonne V. 1 reimt, da doch sonst hier die ungeraden Verse nicht reimen. Aber der gährende Wein hat gerade nicht die volle Kraft, die Reinheit und den Wohlgeschmack. Von der stillen Nachgährung kann springen nicht gesagt sein. — Purpurn. Vgl. zu Ged. 47 Str. 1, 1. Am Ende von Str. 3 muß Komma stehn, da Str. 4, 1 er nicht wiederholt wird; aber Schiller selbst hat für die Prachtausgabe das hier früher stehende Semikolon in einen Punkt verwandelt. — Sinnen, ältere Form, die hier wohl in Sinne zu ändern ist, da der Reim jene nicht fordert. — V. 2—4. Nach Horaz carm. III, 21, 27: Tu spem reducis mentibus anxiis. IV, 12, 27: Spes donare novas largus. — Balsamisch, lieblich belebend. Vgl. Ged. 28 Str. 12, 3. Klopstock Ode 35 Str. 7, 1: „Du duftest Balsam."

Str. 5. In unserm Norden ist die Sonne, deren Kraft den Wein zeitigt, so schwach, daß sie gar keine Früchte reift. — Schräg enthält den Grund, V. 3 f. die Folge.

Str. 6—8. Deshalb schaffen wir uns unsern eigenen Wein, der freilich nur eine bleiche, trübe Farbe hat, aber wir trinken ihn um so freudiger, weil wir ihn eben unserer Kunst verdanken. — Str. 6, 3. Erfindend, erfinderisch. Daß die Schaffung des Punsches aus Indien stammt und nicht der, welcher jetzt Punsch macht, diese Kunst seiner Erfindung verdankt, kümmert den Dichter nicht. — Str. 7, 1 wäre 's entbehrlich. — V. 2. Häuslicher Altar bezeichnet hier den Herd, der auch den Deutschen als Feuerstätte heilig war. Anders heißt der Tisch Ged. 43 Str. 4, 1 Altar. Ursprünglich stand irdischen statt häuslichen. Beide Beiwörter sollen den Gegensatz zur Bereitung des Weines in der freien

Natur, durch himmlisches Feuer, bezeichnen. Vgl. Ged. 52 Str. 5, 3. — Lebendig, im Gegensatz zur künstlichen Bereitung. — Str. 8, 3. Ist Himmelsgabe, so gut wie das Sonnenfeuer. — V. 4. Wenn sie auch, wie bei der Bereitung des Punsches, sich irdischen Feuers bedient.

Str. 9 f. Die Kunst des Menschen bedient sich aller Naturkräfte und wirkt durch sie schöpferisch, indem sie aus dem Alten etwas Neues schafft; sie scheidet die in den Naturerzeugnissen engverbundenen Stoffe voneinander (löst das Band derselben) und vergeistigt sie durch das Feuer, wie der Sonnengott die Trauben. Hier kann nicht von der Punschbereitung, sondern nur von der künstlichen Gewinnung des Zuckers und Araks aus dem Zuckerrohr und dem Reis die Rede sein. Freilich ist der Ausdruck etwas dunkel, die Beziehung auf diese beiden Bestandtheile des Punsches nicht klar angedeutet.*) Schwebte dem Dichter vielleicht auch die Erfindung des Rübenzuckers vor, die seit 1796 in Frankreich im Großen betrieben ward?

Str. 11. Die Kunst bringt uns auch die Früchte des Südens, deren wir zum Punsche bedürfen. Daß auch die Schifffahrt hier als Kunst bezeichnet wird, fällt doch etwas auf. — V. 1 f. Die bereits von Hesiod erwähnten seligen Inseln wollte König Juba II. in den kanarischen Inseln finden. Von diesen Inseln kommen außer dem Kanariensekt die schönsten Zitronen und Orangen. — V. 3 f. Statt Südens stand früher Südmeers. Jetzt ist „des Südens goldne Früchte" wohl

---

*) Str. 10, 3 stand schon ursprünglich irdschen Flammen; später änderte Schiller Herdesflammen, aber in der Handschrift zur Prachtausgabe findet sich wieder irdschen von Schillers Diener geschrieben. V. 4 gab Körner dem statt den.

nur als Umschreibung von Südfrucht zu fassen. Vgl. Ged. 228 Str. 6. — Goldne. Vgl. Ged. 38 Str. 2, 5. — Schüttet sie, was eigentlich nur die Folge der Schifffahrt.

Str. 12. Drum soll der Punsch ihnen ein Zeichen menschlicher Willenskraft sein. Der Ausdruck ist sehr nüchtern. — V. 4. Kraft wird man hier kaum auf die geistige Fähigkeit, auf die Kunst beziehen können. Die Einheit des Gedichtes würde gewinnen, wenn Geiste statt Willen stände.

51. Nadowessiers Todtenlied.

Diese neuerdings aufgenommene Ueberschrift*) trug Schiller mit eigener Hand in die Handschrift zur Prachtausgabe seiner Gedichte ein. Unser Lied ward am 3. Juli 1797 gedichtet. Vgl. Band I, 182. Goethe bemerkte, das „Todtenlied" habe seinen echten realistisch-humoristischen Charakter, welcher wilden Naturen in solchen Fällen so wohl anstehe. Schiller hatte den indianischen Namen der Nadowessier (Naudowessier) zwischen dem Mississippi und den Rocky Mountains aus des Engländers John (nicht Thomas**)) Carver „Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika in den Jahren 1766, 1767 und 1768" (deutsch 1780 von Ebeling herausgegeben) kennen lernen, und es schien ihm, diese Völkernatur lasse sich in einem

*) Schiller nennt es in seinem Kalender Nadowessisches Lied. Im Musenalmanach hatte er zu der ursprünglichen Ueberschrift Nadowessische Todtenklage die Anmerkung hinzugefügt: „Nadowessier, ein Völkerstamm in Nordamerika."

**) So nennt ihn Schiller durch Versehen im Briefe an Goethe vom 30. Juni.

Liede artig behandeln. Carver hatte sieben Monate unter den acht Stämmen der Nadowessier von der Ebene gelebt, deren Land etwas oberhalb der Landzunge zwischen dem grünen und rothen Marmorflusse; die Nadowessier am Flusse (es sind drei Stämme) fand er in der Nähe des Flusses St. Croix. Die Zahl aller Nadowessier schlägt er auf 2000 Krieger an. Bei unserm Gedichte liegt folgende Schilderung Carvers (S. 333 ff. der Uebersetzung) zu Grunde: „Sobald einer von den Oberhäuptern den Geist aufgibt, so wird der Körper ebenso gekleidet, als er gewöhnlich bei Lebzeiten war, das Gesicht wird bemalt, und man setzt ihn auf einer Matte oder einem Felle mitten in der Hütte in eine aufrechte Stellung und legt seine Waffen neben ihn. Hierauf setzen sich seine Anverwandten um ihn herum, und jeder nach der Reihe hält eine Rede an den Verstorbenen. War er ein berühmter Krieger, so erzählt er seine Heldenthaten ungefähr auf folgende Art, die in der Sprache der Indier sehr dichterisch und gefällig ist: „Du sitzest noch unter uns, Bruder; dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlet. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geiste emporblies? Warum schweigen diese Lippen, von denen wir erst kurzens so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren als das Reh auf jenen Gebirgen? Warum hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinaufklettern und den härtesten Bogen spannen konnten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansahen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als es vor dreihundert Wintern war. Wir wollen jedoch dich nicht betrauern, als wenn du für uns auf immer verloren wärest, oder

als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte; deine Seele lebt noch in dem großen Lande der Geister, bei den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahin gegangen sind. Wir sind zwar zurückgeblieben, um deinen Ruhm zu erhalten; aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir bei deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir jetzt, um dir den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen und bereit sein werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen." In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob seines abgeschiedenen Freundes.

Vergleichen wir unser Lied mit seiner Quelle, so ist zunächst zu bemerken, daß der Gedanke, es fehle ihm nur das Vermögen zu handeln, von Schiller an den Anfang der Beschreibung gesetzt ist (Str. 2), und zwar so, daß er dafür die Kraft der Fäuste wählt, während die zu Grunde liegende Quelle richtiger vom Mangel des Athems ausgeht. — Str. 3. Daß der Todte nicht mehr sprechen kann, seine Lippen verstummt sind, vermißt man bei Schiller ungern, der dagegen das falkenhelle Auge erwähnt. Carver bemerkt (S. 209), daß die Indier mit großer Fertigkeit die Spuren von Menschen und Thieren auf Laub oder Gras entdecken. — Grases Welle von der bei dem Laufen über dasselbe bewirkten Bewegung. — Das von Schiller genannte Rennthier ist nach Carver (S. 368) fast so schnell wie der Hirsch, und läßt sich nicht leicht fangen. — Str. 4 f. Bei den Armen ist das Hinaufklettern an den höchsten Bäumen weggelassen, vorher im Vergleiche vor dem Rehe noch der Hirsch erwähnt. Der nordameri=

kanische Hirsch ist nach Carver (S. 365) höher und freier gebaut als die europäischen und das geschwindeste Thier auf den Ebenen. Ausgefallen ist die bezeichnende Betrachtung, das der ganze Leib des Hingeschiedenen so leblos sei, wie vor dreihundert Jahren. — Str. 6—8. An die Stelle der Aeußerung, sie wollten ihn nicht betrauern, als ob er auf ewig namenlos hin sei, seine Seele lebe noch im Lande der Geister bei den Seelen seiner Landsleute, tritt die Beruhigung, daß es ihm wohl ist, wobei der Dichter das Jenseits mit einigen Zügen ausmalt.*) Carver bemerkt von den Indiern (S. 322 f.), sie zweifelten keineswegs an einem zukünftigen Leben, aber sie glaubten, daß sie dort ähnliche Beschäftigungen, nur mit weit weniger Mühe haben, und in eine reizende Gegend kommen würden, wo ein stets heiterer und wolkenloser Himmel und ein immerwährender Frühling herrsche, wo die Wälder mit Wild, die Seen mit Fischen angefüllt seien, die sich ohne alle Mühe fangen ließen, und daß sie überhaupt in dem größten Ueberfluß und Vergnügen leben würden. Man sieht, wie glücklich Schiller dies verwandt und ausgeführt hat. Der Mais wächst nach Carver (S. 4 7 f) 5 bis 6 Fuß hoch; man stößt ihn zu Mehl und macht Kuchen daraus, die man am Feuer bäckt; manche Stämme brauchen ihn unreif, wo er auch schon sehr wohlschmeckend und nahrhaft ist. Der Schluß der Anrede von den Worten an: „Wir sind zwar zurückgeblieben, um deinen Ruhm zu erhalten", ist in Str. 8 ganz kurz zusammengezogen worden, wobei die zu Ende angedeutete Hoffnung, daß sein Geist mit den Geistern seiner Vorgänger speisen werde, an den Anfang tritt. Den Gedanken, daß auch sie ihm eines Tages folgen, und die Erwartung, daß er sie im Jenseits empfangen werde, hat Schiller ganz übergangen.

*) Str. 6, 1 ist das Ausrufungszeichen nach wohl ihm! aus den beiden ersten Drucken wiederherzustellen.

Str. 9—12 sind ein Zusatz des deutschen Dichters, der die Art der Bestattung näher beschreiben wollte, die freilich zur Veranschaulichung der Weise jenes Volksstammes bedeutend ist, aber eigentlich nicht zur Todtenklage gehört, sondern neben diese treten sollte. Er benutzte hierzu folgende Aeußerung Carvers (S. 336 f.): „Da die Indier glauben, daß die Seelen der Verstorbenen sich in dem Lande der Geister noch auf die gewöhnliche Art beschäftigen, daß sie sich ihren Unterhalt auf der Jagd erwerben müssen, und daß sie auch dort mit ihren Feinden zu kämpfen haben, so begraben sie sie mit ihren Bogen, Pfeilen und allen übrigen Waffen, die zur Jagd oder zum Krieg dienen. Außerdem geben sie ihnen auch noch Häute und Zeuge zu Kleidungen, und allerhand Hausrath und sogar Farbe, sich zu bemalen, mit ins Grab.“ Der Dichter hat dies sehr frei und geschickt benutzt. Er gibt ihm auch eine Bärenkeule, daß es ihm auf dem langen Wege zum Jenseits an Nahrung nicht fehlen möge. Nach Carver (S. 228) essen die Indier gewöhnlich das von Natur trockene Rehfleisch und das fette und saftige Bärenfleisch zusammen. Als Waffen der mit den Europäern umgehenden Indier nennt Carver Messer, Aexte und Flinten, wogegen die westwärts vom Mississippi wohnenden Bogen, Pfeile und Streitkolben führten. Bei den Nadowessiern tragen die vornehmsten Anführer eine besondere Art Dolch, den sie in einer Scheide an einer Schnur hängen haben. Auch sah Carver einige Schilde von Büffelhaut bei ihnen. Des Abziehens der Kopfhaut gedenkt dieser mehrmals. Was er von der weitern Art der Bestattung bei den Nadowessiern sagt, konnte Schiller nicht benutzen; denn nach der oben angeführten längern Stelle fährt Carver also fort: „Wenn dies vorbei ist, und sie befinden sich gerade in der Nähe von dem Begräbnißplatze ihres Stammes (mehrere Stämme derselben

haben einen solchen in einer großen Höhle) oder wenn der Todesfall sich im Winter ereignet, so wickeln sie den Körper in Häute, und legen ihn auf ein hohes, dazu errichtetes Gerüste oder auf die Zweige eines großen Baumes und lassen ihn bis zum Frühlinge liegen. Alsdann tragen sie ihn nebst allen übrigen Leichen ihres Stammes auf den allgemeinen Begräbnißplatz, wo er mit noch etlichen andern Feierlichkeiten begraben wird, die ich aber nie erfahren konnte."

Das Versmaß unterscheidet sich von den von Schiller sonst mehrfach gebrauchten vierversigen trochäischen Strophen (vgl. Ged. 18. 39. 43) nur dadurch, daß die geraden Verse durch ihre Kürze (sie sind nur 2½ Fuß lang) von den ungeraden sehr abstechen, wodurch das Gefühl sehnsüchtiger Trauer nicht unglücklich bezeichnet wird. Körner hätte gern statt der „gewöhnlichen trochäischen Strophe" etwas Fremdes gehabt. Herder hat mehrere Lieder von Madagaskar in bezeichnender Prosa übertragen. Die Reimworte sind meist kräftig und bezeichnend, ja man könnte meinen, auch die unreinen Reime Fäuste Geiste, Sträuche Teiche, Wild gefüllt, ist sprießt seien dem Charakter des Wilden, Rohen gemäß. Falkenhelle Str. 3. 1 ist eine durch e gedehnte Form, wie bei Goethe felsenfeste, helle, süße u. a. Der Reim war bei diesen zum Theil mundartlichen Formen maßgebend. — Str. 4, 1 und 5, 1 wäre wo die (statt diese) deutlicher. — Str. 9, 2 ist stimmt kühn für anstimmt. — V. 4. Freuen mag, ihn auch im Tode erfreun wird.

Wir erwähnten Band I, 182 der Absicht Schillers, noch einige nadowessische Lieder zu machen. Manche Schilderungen der Sitten und Gebräuche des Volkes boten dazu besten Anlaß. Aber Carver theilt auch einiges wörtlich mit, was Schiller ebenso gut, wie die Anrede an den Todten dichterisch hätte benutzen können: so die

Todtenklage einer Mutter über ihren vierjährigen Sohn (S. 339), die Rede des Anführers bei dem Beschlusse eines Krieges (S. 262 f.), den Aufruf zum Kriege (S. 259 f.), die Erwiederung des vornehmsten Oberhauptes an Carver (S. 69 ff.), den Segensspruch beim Scheiden (S. 7 f.). Carver bemerkt (S. 225), die öffentlichen Reden der Nadowessier seien voll Bilder, Gleichnisse, starker Metaphern und Allegorien, und es herrsche viel Heftigkeit darin, während sie gewöhnlich ruhig sprächen. Das Nadowessische wird nach ihm (S. 337) mit einem sanften Accent gesprochen: es hat keine Kehltöne, und ist daher sehr leicht zu lernen, zu sprechen und zu schreiben, fast so reich und ausdrucksvoll wie die am weitesten verbreitete Sprache der Indianer, die der Tschipiwäer. Ein kurzes Lied, das sie mit einer gewissen Art von Melodie beim Beginn ihrer Jagdzüge gesungen, gibt er S. 359 in ihrer Sprache und mit möglichst buchstäblicher Uebersetzung. Letztere lautet: „Ich will aufstehn vor der Sonne, und jenen Hügel besteigen, zu sehn, wie das neue Licht die Dünste wegjagt und die Wolken vertreibt. Großer Geist, verleihe mir Glück! Und wenn die Sonne weg ist, leihe mir, o Mond, hinreichendes Licht, mich sicher nach meinem Zelte, mit Wild beladen, zurückzuführen." Eine Art metrischer Messung hatte er nicht bemerkt.

---

52. Das Siegesfest.

Den 24. Mai 1803 sandte Schiller dieses am 22. vollendete Gedicht, wozu er den Plan auf Veranlassung des Mittwochskränzchens schon im Anfange des vorigen Jahres gefaßt, an den

seit dem 14. in Jena weilenden Goethe. Vgl. Band I, 263 f. In Schillers Kalender heißt es Helden vor Troja. Es war ein eigener Gedanke, das Siegesfest der Griechen vor Troja zum Gegenstand eines Gesellschaftsliedes und den Chor zu Theilnehmern desselben zu machen; denn mit Ausnahme der zweiten Strophe, wo die gefangenen Trojanerinnen den Chor bilden, wird der Chorgesang vom griechischen Volke gesungen. Die Absicht Schillers war, selbst in diesem Siegesfeste auf den Wechsel hinzudeuten, dem einmal das menschliche Leben unterworfen sei, was uns aber nicht zu trübseliger Quälerei verleiten soll, sondern jeden Verlust und jede Sorge müssen wir uns aus dem Sinne schlagen, nicht unser Leben ihnen zum Raub werden lassen. Der Wechsel des Schicksals spricht sich gleich im Gegensatz der jubelnden Griechen und der wehklagenden Trojanerinnen aus (Str. 1 f.). Während der Wahrsager den Göttern dankt, welche den Griechen Trojas Zerstörung verliehen, betrauert Agamemnon den Verlust so vielen Volkes (Str. 3 f.). Odysseus weist auf die Trüglichkeit der Frauen hin, aber Menelaus freut sich der wiedergewonnenen Helena (Str. 5 f.). Ajax klagt über die Unbilligkeit des Glückes, während Teucer die Unbilligkeit der Menschen hervorhebt (Str. 7 f.). Neoptolemus preist den Achill, der den Ruhm einem langen Leben vorgezogen, Diomedes dagegen den Hektor, der als Vertheidiger der Heimat gefallen (Str. 9 f.). Auch der Schluß des Gedichtes bezieht sich auf die Trojaner. Nestor fordert die Hekuba auf, ihres Grames zu vergessen, und er bietet ihr den Becher dar (Str. 11 f.), während Kassandra noch einmal den Wechsel des Menschenlebens ergreifend ausspricht: aber dies hält den Chor nicht ab, sich, was auch immer bevorstehe, der Gegenwart zu freuen (Str. 13 f.). Vortrefflich hat der Dichter auch äußerlich das Auftreten der ein-

zelnen Helden begründet, indem das des einen durch die Aeußerung des andern veranlaßt wird; nur dreimal (Str. 3. 4. 6) werden die Reden nicht ausgeführt, zum entschiedenen Nachtheil der Wirkung. Str. 5 und 10 sind sie durch den vorhergehenden Chorgesang veranlaßt. Das Auftreten der Helden entspricht ganz dem Charakter derselben bei Homer, woher auch Nestor, der geschwätzige Alte, die sonst vom Dichter streng befolgte Regel der Beschränkung der Rede auf eine Strophe durchbricht und sich in zwei Strophen ergeht. Die Ausführung zeigt den ganzen Schwung und Glanz der schillerschen Sprache; nur ein paar Flecken entstellen die Schönheit des Gedichts (vgl. zu Str. 4, 9, Str. 8. Str. 9, 12. Str. 12). Ein sehr böser Reim findet sich Str. 13, 5. 7. Das Versmaß ist dasselbe, worin der Dichter fast zwanzig Jahre früher das Lied an die Freude geschrieben hatte. Humboldt bemerkt, das Ganze sei im Sinne der homerischen Dichtung, nur in einer höhern, mehr abgesondert gehaltenen Geistigkeit ausgeprägt, wodurch es gerade seine größten Schönheiten erhalte.

Str. 1. Die Griechen feierten ihr Siegesfest auf den Schiffen. — V. 1. Priams Veste, die Akropolis Pergamos, Πέργαμος ἄκρη (Ilias V, 446). Vgl. Ged. 58 Str. 1, 2. Dorthin hatten die Trojaner das hölzerne Pferd gezogen. Vgl. Odyssee VIII, 504. — V. 5. Auf den hohen Schiffen, die sie wieder ins Meer gezogen hatten; sie ragten aus dem Meere hervor durch ihre hohen Verdecke; denn es waren Fünfzigruderer, mit mehrern Ruderreihen übereinander. Das Beiwort ist hier bezeichnender als die gewöhnlichen homerischen schnell, hohl, schwarz u. a. sein würden. — V. 6. Hellespontos, woran Troas liegt. Homer nennt mehrfach zusammen „die (auf das Land gezogenen) Schiffe und den Hellespontos", wie Il. XV, 233. Achill droht IX, 360 f., morgen früh würden seine Schiffe

auf dem Hellespontos schwimmen. — V. 7. Das doppelte auf (V. 5. 7) ist anstößig. — Frohen, wie Homer die Heimkehr süß (γλυκερός, μελιηδής) nennt, was Voß durch fröhlich wiedergibt. — Begriffen, da sie bereits wieder auf den Schiffen saßen; abgefahren waren sie freilich noch nicht, aber alles war dazu bereit. — V. 8. Schönen, wie Homer die Heimat lieb nennt. Griechenland (Argos) heißt Il. XXIV, 437 herrlich, κλυτός, was Voß durch gepriesen wiedergibt. — V. 9—12 singt das griechische Volk auf den Schiffen. Der Artikel bei frohe Lieder deutet darauf, daß diese dem Augenblicke angemessen sind.

Str. 2. Die Trojanerinnen saßen jammernd und wehklagend da. Der Dichter denkt sich auf allen Schiffen Reihen gefangener Trojanerinnen. — V. 1 f. In langen Reihen, wie Schiller Virg. Aen. II, 766 longo ordine Str. 128, 7 übersetzt, wo von der Mütter bleichem Haare die Rede ist. Vgl. auch die homerische Stelle zu Ged. 47 Str. 1, 2. Die falsche Form Trojer statt Troer, Trojaner hat Schiller auch in der Uebersetzung Virgils. — V. 3. So schlagen sich die Frauen in der Trauer die Brust (Il. XVIII, 31. 51) zerfleischen mit der Hand Brust, Hals und Antlitz (XIX, 384 f.) raufen ihr Haar (XXII, 406. XXIV, 710), was selbst Achill thut (XVIII, 27). — Mit aufgelöstem Haar, nach römischer Trauersitte (Virg. Aen. III, 65. XI, 35). Kassandra wird so aus dem Tempel geschleist bei Virgil (Aen. II, 403. 404. Schiller Str. 71, 3). — V. 6. Bei dem allgemeinen Untergang, der auch ihr Glück zerstörte. Anders heißt es Ilias XVIII, 301 f., die Frauen hätten geseufzt „um den Patroklos zum Schein, doch jed' um ihr eigenes Elend". — Der Wehegesang (V. 6) folgt V. 9—12.*) Zum letzten Verse vgl. Virg. Aen.

*) Den Herrn statt dem Herrn war Druckfehler in den Gedichten.

IV, 321—324, wo Andromache die Polyxena preist, die vor Troja den Tod erlitt, nicht das Bett des siegenden Herrn zu berühren brauchte. Bei Euripides in der Hekuba 214 f. zieht Polyxena ihren Tod dem Sklavenleben vor. Hektor malt sich Ilias VI, 454 ff. den traurigen Zustand seiner in die Sklaverei geführten Gattin aus. Vgl. auch Odyssee VIII, 523—530. — Odysseus preist im Sturme diejenigen selig, die vor Troja gestorben (V, 306 ff.), und ähnlich Virgils Aeneas (I, 94—101).

Str. 3. Kalchas bringt den Göttern das Dankopfer, worauf der Chor der Griechen seine Freude über den endlichen Erfolg des zehnjährigen Kampfes ausspricht. — V. 1 f. Die Wahl des Präsens ist wohl nicht allein durch den Reim bedingt. Die Abwechslung dient zur lebhaftern Schilderung. Vgl. Str. 6, 2. Str. 7, 2. Str. 9, 1 f. Str. 11, 3. — Jetzt hebt eine bedeutende neue Handlung hervor. — Kalchas ist nicht Priester, sondern Wahrsager der Griechen. Schiller läßt ihn hier das Opfer für das ganze Heer vollbringen. — Pallas ruft er an als Zerstörerin der Städte. Vgl. Ged. 54 Str. 17. Homer nennt sie Stadtschirmerin, ἐρυσίπτολις (Ilias VI, 305) und Beuterin (ἀγελείη, ληῖτις). Städtezerstörerin heißt Enyo (Ilias V, 333). Von Zeus sagt Homer, er habe das Haupt mancher Stadt gefällt (Ilias II, 117). Der Nachdruck liegt auf zertrümmert. — V. 5 f. Poseidon (den griechischen Namen erwartete man hier) heißt bei Homer Erdumfasser (γαιήοχος), was Voß Umuferer, aber VIII, 350 Landumgürter übersetzt. Der Wassergott wird hier genannt, weil er die Schiffe glücklich nach Troja gebracht. — V. 7 f. Zeus tritt als höchster Gott hinzu. Die Verbindung von drei Göttern liebt Homer, besonders in der Wunschformel: „Gäbe doch Zeus der Vater, Athene und Apollon!“ Bei Homer führt

er manche Beinamen als Gewittergott. Den Regenbogen spannt er aus als Zeichen des Krieges oder des Sturmes (Ilias XVII, 548 f.). Häufig hat er das Beiwort Aegishalter (αἰγίοχος). Die Aegis schüttelt er Ilias XVII, 595. — V. 9—12 singen wieder die griechischen Krieger. — Der Kreis der Zeit, der vom Schicksal bestimmt war. Vgl. Ilias II, 329 f. Voß übersetzt περιτελλομένων, περιπλομένων ἐνιαυτῶν in der rollenden, in kreisender Jahre Vollendung. Näher noch liegt das darauf beruhende virgilische (Aen. I, 269. 270): Triginta magnos volvendis mensibus orbes explebit. Vgl. auch Aen. VI, 745 perfecto temporis orbe. — Homer nennt Troja die große Stadt des Priamos (wo Voß des Verses wegen mächtig oder thürmend braucht), und zwar ein paarmal, wo von der Eroberung die Rede ist (Ilias II, 322. IX, 136).

Str. 4. Das Siegsopfer erregt in Agamemnon den trüben Gedanken an den vor Troja erlitttenen Verlust. — V. 1. Atreus' Sohn, Agamemnon, wie er gleich am Anfang der Ilias heißt Ἀτρείδης ἄναξ ἀνδρῶν, sonst ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων (Voß der Herrscher des Volks). — V. 4. Des Skamanders Thal. Vgl. zu Ged. 47 Str. 7, 5. — V. 5 f. Wie bei Homer mehrfach steht: „Jenen umhüllte der Schwermuth finstere Wolke" (τὸν δ' ἄχεος νεφέλη ἐκάλυψε μέλαινα). — V. 9. Höchst anstößig ist das drum, womit der Chor beginnt, da es eine vorhergehende Aeußerung des Agamemnon voraussetzt, und die Begründung erst im letzten Verse folgt. Auch scheint der Vers nach Str. 1, 9 nicht recht passend. Sehr wohl konnte der Chor fortfahren: „Jeder singe frohe Lieder."

Str. 5. Odysseus, der hier mit seinem römischen Namen bezeichnet wird, deutet, anknüpfend an den Chorgesang,

auf das auch des *Heimkehrenden zuweilen wartende Verderben*. — V. 2. *Mögen*, haben Ursache. — V. 5 f. Ein bestimmtes früheres Ereigniß schwebt hierbei nicht vor. — V. 7. *Sprachs* mit folgendem Subjekt ist fehlerhaft.*) Meist bleibt das Subjekt aus, doch kann es auch stehn, aber nur vor dem Zeitwort, wie bei Voß *Jener sprachs*. Dieser Gebrauch des 's statt *dies*, besonders nach *sprach*, *rief*, findet sich erst seit dem siebzehnten Jahrhundert. Besonders häufig hat ihn Voß, sowohl in seinem *Homer* als in der *Luise*. Daß der Redner erst nach der längern Rede genannt wird, schadet der Klarheit, da wir lange gar nicht wissen, wem diese gewichtigen Worte in den Mund gelegt werden. — *Mit Warnungsblicke*. Aus seinen Blicken sprach eine Ahnung, daß ein solches Unglück auch den jetzt Heimkehrenden drohe. — V. 7. Athene wird hier als Schutzgöttin des Odysseus genannt. Weshalb diese aber eine solche Mahnung dem Odysseus in die Seele lege, sieht man nicht. Agamemnon, auf den allein die Mahnung geht, kann davon keinen Nutzen ziehen; Athene hätte diesen bestimmter warnen müssen. Demnach könnte sie nur den Zweck haben, den Gedanken an weiter drohendes Unglück in die Siegeslust zu werfen. Da wäre es aber doch angemessener gewesen, auf die während der Rückfahrt selbst drohenden Gefahren und etwa auf die von griechischer Seite begangene Beleidigung der Götter hinzuweisen. — V. 9—12. In dem Gesange des auf den Gedanken des Odysseus eingehenden Chores**) schwebt das Gespräch zwischen Odysseus und Aga-

---

*) Im ersten Druck im *Taschenbuch* stand richtig *Sprach*, was aber vielleicht vom Herausgeber des Taschenbuchs herrührt.

**) In dem ersten Drucke stand *Götter*, in den *Gedichten Göttin* statt *Gattin*, was erst spät verbessert wurde.

memnon in der Unterwelt vor (Odyssee XI, 391—466). Agamemnon sagt dort:

> Nichts scheuseliger doch, nichts mehr schamlos denn ein Weib ist,
> Das zu solcherlei Thaten den Muth im Herzen gefasset.

Doch dem Odysseus, fährt er fort, drohe ein solcher Mord nicht, da seine Gattin zu verständig und tugendhaft sei, aber dennoch räth er ihm (es ist dies ein späterer Zusatz) heimlich zurückzukehren; „denn nimmer zu trauen ist Weibern." — Die Arge, hier Bezeichnung des Weibes überhaupt von seinem durchgängigen Charakter.

Str. 6. Im Gegensatz zum Chorgesange wird uns die Freude des Menelaus an der wiedererkämpften Helena und an der Bestrafung des Räubers derselben geschildert. Schiller sieht von der spätern Dichtung von Rachegedanken des Menelaus und der Griechen gegen Helena ganz ab. Homer weiß davon noch nichts, ebenso wenig der Dichter Arktinus, nach welchem Menelaus die Gattin zu den Schiffen führte. Bei Lesches wirft der erstürmende Menelaus, als Helena ihre schöne Brust entblößt, das Schwert weg. — V. 2. Freut. Ueber das Präsens zu Str. 3, 1. — Der Atrid', hier ohne nähere Bestimmung doch etwas störend, obgleich er allein von allen Griechen sein Weib sich erkämpft hat. Auch bei Homer steht der Atride mehrfach allein zur Bezeichnung des Menelaus. Warum schrieb Schiller V. 1 nicht das deutlichere seines frisch erkämpften? — Strickt, kühn von der Umarmung, wie Knoten Ged. 40 Str. 3, 5, und in den Jugendgedichten sich umrollen. — V. 3. Den Reiz des schönen Leibes. Vgl. zu Ged 41 Str. 1, 4. Boxberger bemerkt, daß in einer Uebersetzung aus Ariosts rasendem Roland in der neuen Thalia so steht: „Hat schon ein andrer ihren Reiz umfaßt." — V.

5—8 spricht Menelaus. — In Himmelshöhen, wie es Ilias XX, 155 heißt: „Zeus hochthronend gebot ihm“, in der Odyssee XVI, 264 Zeus und Athene „im Gewölk hochthronend“ genannt werden. Häufig heißt Zeus ὑψίζυγος, hochthronend. Vgl. Str. 7, 4. Ged. 54 Str. 12, 1 f. 58 Str. 12, 7. — Des Kroniden Rath, nach dem homerischen Διὸς βουλή.*) — V. 9—12 singt der Chor, der hier den allgemeinen Satz auf die Bestrafung verletzten Gastrechtes bezieht. Zeus wird bei Homer häufig als Beschützer der Gäste bezeichnet, als ξένιος, ξείνιος, ἱκετήσιος. Alexandros (Paris) hatte das Gastrecht bei Menelaus freventlich verletzt. — Frevelndem Geschlecht, zur Bezeichnung der Frevler, wie Homer sagt das Geschlecht der Sänger (φῦλον ἀοιδῶν) u. a. — Gastesrecht, irrige Form statt Gastrecht denn Gastesrecht würde nur das Recht eines einzelnen Gastes bezeichnen, wenn man anders das Wort bilden wollte. Der Dichter kann nicht Vaterslaud, Königsreich, Buchesdrucker, Landesenge, Bergesrücken neben den bestehenden Zusammensetzungen und in derselben Bedeutung sagen. Vgl. Ged. 72 Str. 4, 1. — Wägend. Zeus wägt in der Ilias mehrfach das Verhängniß auf seiner Wage ab.

Str. 7 Ajax, des Oïleus Sohn, beklagt die Unbilligkeit des Glückes, anschließend an die Rede des Menelaus, der sich seines Glückes freut. — V. 2. Oïleus tapfrer Sohn. So heißt der zweite Ajax (römische Form für Ajas) ohne weiteres Ὀιλιάδης Ilias XII, 365. Ihm ziemt diese Rede, weil er die Götter wenig achtete, wie er die Kassandra ihrer Göttin raubte und durch sein übermüthiges Wort gegen die Götter sich den Tod zuzog (Odyssee IV, 500 ff.). — V. 4. Auf dem

*) Schiller schrieb irrig Chroniden, wie auch Chronos.

hohen Himmelsthron, das an Str. 6, 7 anklingt, wird kühn von die Regierenden getrennt, wozu es gehört. — V. 6. Ohne Billigkeit erklärt das vorhergehende ohne Wahl. — V. 7. Patroklus, einer der edelsten Helden. — V. 8. Thersites, nach Homer der Häßlichste von allen Griechen, die nach Troja gekommen, ein loser Schmäher (Ilias II, 213 ff.). Schon bei Arktinus tödtet Achill den Thersites, der ihn beschimpft und ihm die Liebe zu Penthesilea vorgeworfen hatte. Dagegen läßt Sophokles im Philoktet 442 ff. den Thersites den Achill überleben, und diese Stelle des Sophokles schwebte Schiller unzweifelhaft vor; denn Philoktet fragt dort den Neoptolemos nacheinander nach Patroklos, dem liebsten Freunde seines Vaters, und nach Thersites, einem unwürdigen, aber in der Zunge gewaltigen und klugen Manne; zwischen beiden Fragen bemerkt Philoktet, der Krieg raube willig keinen schlechten Mann, sondern immer die Besten, was wir ganz so Str. 8, 1 finden. — V. 9—12 nimmt der Chor aus der Rede des Ajax Veranlassung zur Aeußerung seiner Freude, daß das Glück, welches so blind handle, ihrer geschont habe. Antonio in Goethes Tasso: „Das Glück erhebe billig der Beglückte!" Zur Tonne des Glücks vgl. Band I, 330, zur Form Tonnen zu Ged. 39 Str. 4, 1.

Str. 8. Teucer gedenkt dagegen seines Bruders, des salaminischen Ajax, welcher der Ungerechtigkeit der Menschen zum Opfer gefallen. Ein unleugbarer Fehler ist es, daß hier des Redenden gar nicht gedacht wird, so daß wir erst allmählich entdecken, daß der Halbbruder des salaminischen Ajax gemeint ist. — V. 1—3. Er nennt seinen Bruder einen der Besten, dessen Name bei den Festen der Griechen, wo der epische Sänger den „Ruhm der Männer" singt, immer gepriesen werden müsse. — V. 4. Nach Odyssee XI, 556: „Denn du

sankst, ihr Thurm in der Feldschlacht.“ — V. 5 f. Als die Troer, Hektor voran, Feuer in die Schiffe werfen wollen, ruft Ajas (XV, 741):

Drum in dem Arm ist Heil und nicht in der Laue des Kampfes!

Er erlegt sodann zwölf der Troer. Erst als Hektor dessen Lanze mit seinem Schwert verstümmelt, und er erkennt, daß Zeus mit den Troern sei, weicht er zurück, wo denn die Schiffe angezündet werden (XVI, 115—125). — V. 7 f. beziehen sich auf das Waffengericht. Nach Achills Tod bestimmte Thetis dessen Waffen demjenigen, der das meiste Verdienst um die Rettung seiner Leiche sich erworben. Sowohl Ajax, welcher die anstürmenden Troer zurückgehalten, als Odysseus, der die Leiche getragen, machte darauf Anspruch. Der erstere wußte die Entscheidung zu seinen Gunsten zu lenken, worauf Ajax in Wahnsinn gerieth und sich selbst tödtete. Der Sage gedenkt schon Homer in der Odyssee XI, 544 ff., wo Ajas deshalb noch in der Unterwelt dem Odysseus zürnt, der den Wunsch ausspricht, nie einen solchen den Griechen verderblichen Sieg davon getragen zu haben. Unserm Dichter schwebte daneben die Erzählung Ovids Met. XII, 620 — XIII, 398 vor, wo es 382 f. heißt:

Was künstliche Rede vermöge,
Zeigte sich da; denn die Waffen des Starken erhielt der Beredte. —

Dem Vielgewandten. So übersetzt Voß πολύτροπος am Anfang der Odyssee. — V. 9—12 stimmt der Chor der Griechen dem Preise des Ajax bei, aber er bedauert, daß dieser sich vom Zorne habe hinreißen lassen, der die Besten zu Grunde richte. Daß Ajas zur Strafe in einem bleiernen Sarge bestattet worden, findet sich erst bei den Homer unmittelbar folgenden Dichtern. Eine Beziehung auf bestimmte Begebenheiten liegt bei dem an V. 1 absichtlich anklingenden V. 12 nicht zu Grunde. Achillens

8*

wünscht Ilias XVIII, 107 ff., daß Zank uud Zorn, der auch den Weisen zu erbittern pflege, von Göttern und Menschen verbannt sein möge. Sonst liegen die ovidischen Verse (XIII, 384. 385. 390) zu Grunde:

> Er, der den Hektor so oft, der Eisen und Glut und den Donner
> Jupiters trug allein, der trägt den einzigen Zorn nicht. —
> Und nicht könne dem Ajax ein Mann obsiegen denn Ajax!

Str. 9. Der Preis des Ajax, der seit Homer stets als der tapferste Held nach Achill gilt (vgl. Odyssee XI, 469 f. 550 f.), veranlaßt den Neoptolemus, den ersten aller Helden, den Achill, zu feiern, der unsterblichen Ruhm einem langen Leben vorgezogen habe. — V. 1. Jetzt. Vgl. zu Str. 3, 2. — Großen, wie bei Homer das gleichbedeutende *μέγας* häufig zur Bezeichnung von Helden steht. Homer nennt den Achill so nie, wohl *μεγάθυμος*, großherzig. — V. 2. Gießt, wie man einem Gotte spendet, was beim Anfange des Trinkens oder vor dem Aufbruche zu geschehn pflegte. Neoptolemus wird vom Augenblick hingerissen, diese göttliche Ehre seinem Vater zu erzeigen. Die abgekürzte Form, weil die volle nicht in den Vers ging. Aehnlich braucht Schiller oben Atrid, Hesper Ged. 36 Str. 4, 7. — Des Weins, Theilgenitiv, wie Ged. 64 Str. 1, 6. Goethes Hermann und Dorothea I, 165. Dieser unserer ältesten Sprache geläufige Gebrauch findet sich noch häufig bei Luther, wie 1 Mos. 9, 21: „Da er des Weins trank." — V. 3. Die Rede des Neoptolemus schließt sich ohne weitere Einführung an. — V. 4. Im neunten Buche der Ilias ist 410 ff. von der Wahl die Rede, die dem Achill zwischen ewigem Nachruhm und langem Leben noch gestattet sei. Nach den sonstigen Aeußerungen der Ilias hat er bereits ein kurzes, ruhmvolles Leben vorgezogen. — V. 7 f. enthalten den Grund von V. 5 f. Große fällt nach

V. 1 als unangenehme Wiederholung auf. — V. 9—12 führt der Chor den Gedanken von V. 5—8 in anderer Weise aus, aber V. 12 ist so ungeschickt wie möglich; denn es fehlt gerade der Hauptbegriff, da nicht alle Todten immer leben, sondern Helden, denen ewiger Ruhm folgt. Todten V. 12 ist wohl Druckfehler statt Thaten oder Tapfern. Mit Boxbergers: „Jeder Todte lebt im Andenken der Ueberlebenden immer fort" wird nichts gefördert; denn einmal ist der Satz an sich falsch und dann paßt er hier nicht, wo vom ewigen Ruhme der Helden die Rede sein soll, und es geht kaum an bei den Todten an die tapfern Todten allein zu denken. — V. 10. Im Lied, das den Ruhm der Männer singt, wie es Achill selbst thut (Ilias IX, 189). Vgl. Ilias VI, 357 f.: „Daß wir hinfort auch (durch unser Unglück) ruchbar sein im Gesange (ἀοίδιμοι) der kommenden Enkelgeschlechter." Odyssee VIII, 580: „Ein Gesang auch späten Geschlechtern". — V. 11. Und, im Gegensatze, wie Ged. 50 Str. 2, 1.

Str. 10. Diomedes, der edelmüthige Held, will auch den Hektor, hat ihn gleich Achill überwunden, als tapfern Beschützer der Heimat nicht ungeehrt lassen. Den Diomedes, der häufig bei Homer bloß als Tydide oder Tydeus' Sohn bezeichnet wird, wählte Schiller wahrscheinlich mit Bezug auf das seine Menschlichkeit so schön bekundende Gespräch mit Glaukos (Ilias VI, 119—236), das er selbst als rührendes Gemälde der Pietät rühmt, mit welcher die Gesetze des Gastrechts sogar im Kriege beobachtet wurden. — V. 1 f. Der Ueberwundene wird nicht vom Liede gefeiert. Diomedes knüpft an Str. 9, 10 an.*) — Nach V. 4 ist einfach Punkt zu setzen.

---

*) Leidens statt Liedes war ein durch die erste körnerische Ausgabe verbreiteter Druckfehler.

Ilias XXIV, 728 f. heißt es von Hektor, er sei gestorben als Trojas Vertheidiger, „welcher die Mauern schirmte, die züchtigen Frauen und stammelnde Kinder errettend". Bei den Hausaltären dachte Schiller an das sprichwörtliche pro aris et focis pugnare (für Altar und Herd kämpfen). Daß hierin arae eben auf die Hausaltäre geht, zeigt die Stelle des Cicero pro Deiot. 3, 8. Vgl. Ged. 1 Str. 2, 4 ff. 97, 49. — Seine, seines Volkes. — Ein Beschirmer, derselben, nicht der Stadt. Vgl. V. 10. — V. 7 f. Der Dichter wählt hier eine andere Wendung, statt des am Anfang vorschwebenden „verdient seines schönen Strebens wegen nicht mindere Ehre als derjenige, der ihn überwunden hat". In dem den Gedanken von V. 5—8 in anderer Wendung aussprechenden Chore V. 9—12 ist der Dativ ihm nach griechischer Weise gemüthlich hinzugefügt.

Str. 11 f. Nestor fordert die Hekuba, die Königin, die das Schrecklichste von allen Lebenden erlitten, freundlich auf, auch ihrer Leiden zu vergessen, sich am Weine zu laben. Freilich muß Hekuba hier in der Nähe Nestors gedacht werden, obgleich sie der allgemeinen Sage nach dem Odysseus zugetheilt war, und wir uns die einzelnen Fürsten mit den gefangenen Frauen (vgl. Str. 2, 1 f. Str. 13, 3) auf ihren Schiffen zu denken haben. — V. 1. Der alte Zecher, heißt Nestor, weil er schon so viele Jahre getrunken hat, wohl mit Anklang an Goethes Ballade der König in Thule V. 17. Oder gedachte Schiller hier seines gewaltigen Bechers (Ilias XI, 632 ff.)? — V. 2. Nach Ilias I, 250 ff., wo es von ihm heißt, drei Menschenalter seien ihm hingeschwunden, und er habe unter dem dritten geherrscht. — V. 3. Laubumkränzten. Das Bekränzen des Bechers kennt Homer nicht; denn ἐπιστέφεσθαι hat man irrig darauf bezogen. Bei Virgil kommt es nach römischem

Gebrauche häufig vor. Schwebte Schiller Claudius' Rheinweinlied vor? — V. 5. Das Austrinken ist nicht ohne Anstoß. Trank der Labe, nicht bloß vom Wohlgeschmack, sondern wie Str. 12, 5 Lebensquelle. Vgl. Ged. 8 Str. 10. 2. — V. 6. Nicht als Folge von V. 5, sondern „indem du vergißt". Vgl. Str. 12, 4. — V. 7 f. enthalten die Begründung der Aufforderung V. 5. Wundervoll wird durch V. 8 erläutert. — Der Chor wiederholt V. 5—8 mit der durch die veränderte Reimform bedingten Aenderung, wo denn wundervoll nachtritt und die in V. 11 enthaltene Wirkung als eine wundervolle hervorhebt. — Str. 12, 1—4. Nach der Ilias XXIV. 601 ff., wo Achilleus an den Priamos, dem er die Leiche seines Hektor eben freigegeben hat, die Aufforderung stellt, zum Mahle zu greifen.

> Denn auch Niobe selbst, die lockige, dachte der Nahrung,
> Sie, die zugleich zwölf Kinder in ihrem Hause verloren,
> Sechs der lieblichen Töchter und sechs aufblühende Söhne. —
> Dennoch dachte der Speise die Trauernde, müde der Thränen.

Schiller dichtete eben nach jener Aufforderung des Achill an Priamos die des Nestor an Hekuba, indem er nur statt der Speise des Trankes gedenkt. Daß ihm der Hekuba Aufforderung an Hektor vorschwebe (VI, 258 ff.), ist unwahrscheinlich. Noch viel weniger ist an Hephästos und Here (I, 584 ff.) zu denken. — Der Himmlischen. Apollo tödtete die Söhne, Artemis die Töchter, weil sich Niobe der Leto gleich achtete, welche nur diese beiden Kinder geboren habe. — Ein Ziel ist zu abstrakt. — V. 3. Die Frucht der Aehren, wie Ged. 54 Str. 4, 1. Klopstock Ode 41 Str. 18, 4 „den stärkenden Halm", 58 Str. 9, 2 „des Halmes Frucht". Homer hat so die Frucht der Aehren (Ilias XX, 224), wo Voß die Spitze der Halmen

übersetzt. — In V. 4 liegt der Schwerpunkt der Vergleichung; denn diese soll Str. 11, 6 begründen. Dagegen beziehen sich V. 5—8 auf Str. 11, 7 f Die aufeinander folgende, jedesmal mit denn eingeleitete Begründung ist anstößig, auch der Ausdruck in V. 5—8 gezwungen und nicht treffend bezeichnend, da nicht das Eingießen des Weines, sondern die Wirkung in Betracht kommt. — Schäumen von dem über die Lippen fließenden Weine ist seltsam, selbst wenn man an Schaumwein denkt, was fern zu liegen scheint. — V. 5—8 wiederholt der Chor, wobei die veränderte Reimform besonders die Umgestaltung der beiden letzten Verse bedingte, die gleichfalls wenig gelungen sind. Wegträumen ist sehr kühn (der Wein versetzt in ein behagliches Gefühl des Genusses, über das wir alles Weh vergessen*), das Fortspülen durch den Wein in den Lethe wunderlich. Vgl. Ged. 1 Str. 3, 6.

Str. 13. Kassandra spricht mit schmerzlichem Blicke auf die noch rauchende Vaterstadt die Vergänglichkeit alles Irdischen aus, aber der Chor will sich die Freude der Gegenwart durch keine trüben Gedanken rauben lassen. — V. 1. Ihrem Gott, dem Apollo. — Hub, erhob. Vgl. Band I, 410. — Sich die Seherin, hart und undeutlich. Der Name der Kassandra durfte kaum übergangen werden, wenn der Kundige auch nach der Beziehung auf die Heimat (V. 4) sie leicht erräth. Beim Rauche schweben wohl der Schluß der Troerinnen des Euripides und Virg. Aen. II 310—312. 609—625. 705. 6. vor. — V. 7. Weht, ver-

---

*) Seit Körner stand das nüchterne weggeräumt statt weggeträumt. Wegträumen brauchte der jugendliche Schiller so in der Semele, wo er wagt: „Zügel, Steuer, Wagen wegträumen“.

weht. — Zum Chor der griechischen Soldaten vgl. man Hor. carm. III. 1, 38—40, wo es heißt: „Nicht vom ehernen Schiffe weicht und hinter den Reiter setzt sich die schwarze Sorge" (ähnlich carm. II, 16, 21. 22), dann den Schluß der siebenten horazischen Ode des ersten Buches, wo Teucer seine Gefährten auffordert: „Jetzt verscheucht die Sorgen durch Wein! Morgen werden wir wieder das gewaltige Meer befahren." — V. 10 deutet der Dichter auf die Mühseligkeiten der Meerfahrt, abweichend von der horazischen Stelle. — V. 11. Deshalb können wir nicht mehr uns dem frohen Genusse hingeben (leben). Es deutet auf das V. 12 folgende leben hin.

---

53. Klage des Ceres.

Schon am 6. Juni 1796 hatte Schiller unser Gedicht begonnen, am 10. war es in der Druckerei gesetzt, und wurde in dem Korrecturbogen Goethe mitgetheilt. Vgl. Band I, 156 f. Der alten Sage, Jupiter habe auf die Bitte der Ceres (Demeter) bestimmt, daß ihre von dem Gott der Unterwelt, Pluto (Hades), geraubte Tochter Proserpina (Persephone) ein Drittel des Jahres in der Unterwelt, die übrige Zeit bei den Göttern weile (Apollod, I. 5, 3), oder daß sie die Hälfte des Jahres bei dem Gatten, die andere bei der Mutter sei (Ovid. Met. V, 564—571), hat unser Dichter eine eigenthümliche Wendung gegeben. Er läßt die Ceres nicht ihre Tochter von Zeus wiederfordern, übergeht, daß dieser die Befreiung der Proserpina aus der Unterwelt gestattet, falls

sie keine Frucht derselben genossen, sie aber, was Goethes Proserpina im Triumph der Empfindsamkeit so schön ausführt (vgl Ged 59 Str. 2. 7 ff.), durch den Genuß eines Granatapfels bereits an die Unterwelt gebannt worden: vielmehr gibt die Göttin, sobald ihr die Ahnung zur Gewißheit geworden, Pluto habe ihre Tochter geraubt, alle Hoffnung, sie je wieder zu erlangen, ganz auf, sucht sich aber selbst eine eigene Verbindung mit der Geraubten zu schaffen, indem sie den Blumensamen, die sie in die Erde legt, ihre Liebe zur Tochter anvertraut, welche die Blume mit ihrem Gegengruße zu ihr emporsende, weshalb Ceres diese Botinnen der Tochter mit lieblichstem Duft und Farbenglanz ausstatten, und damit gleich beginnen will. Die Pracht der Blumen tritt also hier als Wirkung innigster Mutterliebe hervor, woneben der Gedanke, daß die Blumen zugleich von der Erde und der Luft genährt werden, mehr zurücktritt. Der Dichter nimmt an, daß seit jener Zeit, wo die Blumen als Botinnen zwischen Mutter und Tochter gelten, diese sie noch prächtiger geschmückt habe. Man hat den offenen Sinn des Gedichtes durch die wunderlichsten Allegorien getrübt. Dem einen soll es die Unsterblichkeit lehren, einem andern die Sehnsucht des Menschen nach dem Ewigen und seine Verbindung mit der Geisterwelt, einem dritten das Verhältniß des Künstlers (Proserpina) zur Kunst (Ceres) darstellen. Andere sahen darin eine Symbolisirung des Mutterschmerzes, ja man hat gemeint, Schiller fasse hier den alten Gebrauch, die Gräber geliebter Hingeschiedener mit Blumen zu bepflanzen, aus einem neuen Gesichtspunkte auf, indem er die Pflanze als ein Bindemittel zwischen Lebenden und Todten betrachte, und gar den Anlaß zu unserm Gedicht in der Trauer um den im März erfolgten frühen Tod von Schillers geliebter Schwester Nanette zu finden geglaubt. Goethe fand das Gedicht gar schön gerathen: die Gegen=

wart und die Allegorie, die Einbildungskraft und die Empfindung, das Bedeutende und die Deutung schlängen sich gar schön ineinander. Körner urtheilte, es spreche sich hier die Sehnsucht einer Göttin aus; weibliche Hoheit athme in dem Ganzen. Der sprechenden Person sei es Bedürfniß, ihre Gefühle zu äußern, und indem dies mit Würde und Anmuth geschehe, entstehe ein Gedicht. Die Göttin kämpfe gegen den Schmerz mit holder Weiblichkeit an und besiege ihn durch eine Schöpfung. Auch den Rhythmus fand er äußerst glücklich gewählt; die längere Strophe gebe ein Gepräge von ausdauernder Kraft, und diese werde durch die Kürze der Verse und die Trochäen gemildert, die dem Gange einer sanften Schwermuth angemessen seien. Aber die Verdreifachung desselben Systems (die Verdoppelung desselben fanden wir in Ged. 20. 38 u. a.) ist eigentlich keine Strophe. Vgl. zu Ged. 11. Das Ganze zerfällt im Grunde in vierversige Strophen, wie Ged. 39. Herder, dem Schiller das Gedicht am 20. sandte, rühmte mit Recht die gewählten Reime, die sich wie Seiden- und Goldfäden in demselben spännen, aber **i** und **ü** entsprechen sich gar zu häufig, auch reimen **ie** und **y**, **ei** und **eu**, **e** und **ö**. Auffällt neben den durchweg römischen Namensformen der mehrmals zum Reim verwandte Name des Zeus. Die eigentliche Klage enthalten die sechs ersten Strophen, mit der siebenten geht Ceres gleich zu der Vermittlung über, die sie gefunden hat. Einzelne Mängel entstellen auch unser sonst vortreffliches, gefühlvoll sich ergießendes Gedicht.

Str. 1. Ceres schildert die im Frühling wieder erwachte Natur, die sie so schmerzlich an den Verlust ihrer Tochter mahnt. Vgl. Ged. 42 Str. 2. — V. 1 f. Ceres erwacht aus ihrem dumpfen Schmerze, wie aus einem Traume. Ihre Darstellung des erwachten Frühling ist nichts weniger als gelungen. Man vergleiche dagegen Fausts Schilderung auf dem

Spaziergange. Daß jetzt erst „des Eises Rinde (statt des gewöhnlichen „Eisrinde") springt" paßt nicht, und die einzelnen Züge schließen sich zu keinem anschaulichen Bilde zusammen. — V. 6 wäre Zeus für Himmel anstößig, selbst wenn die Griechen, was nicht der Fall, ihr Ζεύς so gebrauchten, wie die Römer ihr Jupiter. — V. 7. Milder, als die bisher herrschenden Nordwinde. — V. 8 ist ungemein prosaisch. — V. 10—12. Dem Gedanken: „Auch auf den Bergen erhebt sich neues Leben" (der grünenden Hügel ist schon V. 3 gedacht), gibt der Dichter eine unerwartete Wendung. Der grünende Berg scheint sie so anzureden. Eine wirkliche, doch gar zu verletzende Anrede der Bergnymphen (vgl. Ged. 29 Str. 3, 5) ist nicht anzunehmen. Blumengöttin ist Ceres eigentlich nicht, wenn auch an ihren Festen die Blumen eine Rolle spielten. Schillers ganze Dichtung beruht aber gerade auf dieser Annahme.

Str. 2. Vergebens habe ich überall nach der Tochter gespäht. Hat Zeus oder Pluto sie mir geraubt? — V. 1 f. Walle suchend sollte eigentlich heißen suche wallend; denn suchen ist der Hauptbegriff und durch der Erde Flur muß mit wallen verbunden werden. — V. 3—6. Keiner konnte mir ihre Spur angeben. — Titan, Name des Sonnengottes bei römischen Dichtern. Nach dem homerischen Hymnus auf Demeter verkündete Helios wirklich der Göttin, daß Hades ihre Tochter geraubt. Sehr kühn sagt Schiller, sie habe alle Strahlen des Sonnengottes ausgesandt, statt sie habe ihn gebeten, nach der Tochter zu suchen. — Keiner, der Strahlen. — Von dem lieben Angesicht, daß er sie gesehen. Auffallend wird nach dem Sonnengotte noch der Tag (vgl. Ged. 29 Str. 5 c 6) genannt, und diesem das zugeschrieben, was sonst dem Helios beigelegt wird (vgl. Ged. 56 Str. 9, 7 f.); denn schon bei Homer

heißt es von diesem, er sehe und höre alles. — V. 9. Da sie auf der Erde nicht zu finden, so kommt sie auf die Vermuthung, Zeus müsse sie entführt haben, wie dieser den Ganymed geraubt hat. Aber sie läßt diese Möglichkeit bald fallen, weil sie dann irgend Kunde davon erhalten haben würde, und kommt zu der andern einzig möglichen, daß der Fürst der Unterwelt sie geraubt habe, wobei sie stehn bleibt. Freilich könnte die bestimmte Ueberzeugung besser begründet sein. Der Mutter den Raub durch den Sonnengott verkünden zu lassen wäre am besten gewesen, hätte der Dichter nicht die Ceres beim Frühlinge aus ihrem Schmerz erwachen lassen wollen. — V. 9 f. Die Anrede an Zeus, weil dieser ihr näher liegt. — Gerührt, hingerissen. — V. 11 f. Schwarzen Flüssen. Vgl. Str. 3, 1. Band I, 290 f. 293*. Neben dem Cocytus werden der Styx, der Acheron und Pyriphlegethon schon bei Homer genannt. Vgl. Band I, 291 f.

Str. 3. Wie kann ich meinen Gram der Tochter mittheilen? Denn ich selbst vermag nicht zur Unterwelt niederzusteigen, und keiner kehrt von dort zurück, der mir von ihr Nachricht bringen könnte. — V. 1. Strande, des Cocytus (Str. 18, 4) oder des Acheron, nicht des Styx; denn der Styx führt erst zu der Wohnung der Schatten (Acherontis undas Virg. Aen. VI, 295), um die der Cocytus fließt (Virg. Aen. VI, 132). Aehnlich nennt Virgil (Aen. VI, 374 f.) den grausamen Fluß der Eumeniden und das Ufer. — V. 4. Bei Virgil (Aen. VI, 391) sagt der Fährmann Charon selbst, er dürfe keine Lebenden (corpora viva) im stygischen Nachen fahren. Vgl. Ged. 220 Str. 6, 2 f. und Moors Lied in den Räubern IV, 5 Str. 4, 12. — V. 5 f. Kein Gott und keine Göttin darf die Unterwelt schauen. — Das nächtliche Gefild, wo alles in Nacht gehüllt ist (Virg. Aen. VI, 267.268). Vgl. Str.

4, 9. — Nacht der Nächte. Ged. 21 Str. 21, 6 das Reich der Nacht. — V. 7 f. Und nie hat der Styx einen Lebenden getragen. Von den wenigen Ausnahmen (Virg. Aen. VI, 119—123. 392. 393), zu denen auch Virgils Aeneas gehört, sieht er ab. Die beiden Verse enthalten einen zweiten Grund, weshalb sie nicht zur Unterwelt könne, der ganz unnöthig und um so anstößiger, als er das V. 3 f. Gesagte wiederholt. — V. 9—12. Ebenso wenig kann einer von den Schatten mir von der Tochter Nachricht bringen. Vorschwebt die Aeußerung der Sibylle bei Virgil (Aen. VI, 126—131), leicht gehe es hinab zum Avernus, Tag und Nacht stehe die Thür des Dis (Pluto) offen, aber schwer halte es wieder ans Licht zu kommen, was nur wenigen gelungen sei. — V. 9. Die Alten kannten mehrere Eingänge zur Unterwelt. — V. 12. Bangen, aus Besorgniß, wie es der Tochter gehn möge.

Str. 4. Klage, daß sie nicht, wie sterbliche Frauen, ihrem Kinde in die Unterwelt folgen dürfe, woran sich die rührende Bitte an die Götter anschließt, sie dorthin zu verstoßen. — V. 1. Pyrrhas. Vgl. zu Ged 29 Str. 5, 3. — V. 2. Sterbliche, als Sterbliche. — V. 3. Des Grabes Flamme, nicht die des Scheiterhaufens, der dem Begräbniß vorhergeht, da meist nur die Asche des Verstorbenen begraben ward, sondern der Dichter dachte sich, die Mutter stürze sich aus Liebe lebend in den Scheiterhaufen der Tochter, wie Euadne in den ihres Gatten Kapaneus (Virg. Aen. VI, 447. Prop. I, 15, 21. 22), und überliefere sich so dem Grabe. — V. 5—8. Aehnlich klagt Inachus bei Ovid (Met. I, 661—663). — V. 5 f. Jovis Haus, hier vom Himmel; denn die Götter haben auf dem Olymp alle ihre eigenen Wohnungen, wenn sie auch in dem Sale des Göttervaters tafeln. Vgl. V. 10. zu Ged.

46 Str. 2, 6. — Dunkeln Strand erinnert zu sehr an den düstern Strand Str. 3, 1. — V. 7 f. sprechen dasselbe, wie V. 5 f., in anderer Wendung aus. -- Parzen. Vgl. Ged. 29 (Band I, 490 f.). Ged. 30 Str. 23, 13 ff. — V. 9—12. In leidenschaftlichem Schmerze fordert sie die Götter zu dem auf, was, wie sie wohl weiß, diesen unmöglich ist. — Die Nacht der Nächte, sehr kühn für die fürchterlichste (in der Unterwelt herrschende) Finsterniß, eine Finsterniß, wogegen die gewöhnliche Nacht Tag zu sein scheint. Man erwartete die nächtlichste der Nächte, wie Schiller selbst sagt der schrecklichste der Schrecken. — Nacht, wie sonst häufig, für einen dunklen Ort zu nehmen (vgl. Band I, 431), geht nicht an.

Str. 5. Lebhaft denkt sie sich, wie sie zu der Tochter hintreten, und welche Freude diese erfüllen würde, wenn sie die Mutter erkennte. — V. 1 f. Vgl. Ged. 21 Str. 21, 4. Stieg', ginge (nach der ursprünglichen Bedeutung), wenn ich dort wäre. — V. 3 f. Leisen — leise. Die Schatten kommen, ohne daß man ihr Nahen merkt. Die beiden Stellen in der Odyssee, wo vom fürchterlichen Geschrei der Schatten die Rede ist (XI, 43. 633), und die von ihrem Schwirren (XXIV, 5), berücksichtigt Schiller nicht, ohne zu wissen, daß alle drei spätern Ursprungs sind. — V. 5—8. Ihr von Thränen erfülltes Auge*) schweift nach der Sonne und den Sternen hin, schaut nicht in die Nähe. Ihr Blick ist nach oben gerichtet, als ob sie dort das Sonnenlicht und die Sterne erspähen könnte. Das Präsens, weil Ceres jetzt ihre Tochter vor sich zu sehn glaubt.

*) Auf Körners Bemerkung einer gewissen Dunkelheit an dieser Stelle änderte Schiller hier wohl; man hat vermuthet, ursprünglich habe das Auge gestanden. — V. 5 hatte der Musenalmanach trüb statt feucht. Vgl. Ged. 41 Str. 1, 5.

— Golden, vom lichten Glanze. Vgl. Str. 10, 9. Ged. 17 Str. 1, 4. — V. 9. Entdecket sie, verräth die Mutter, welche sich nicht enthalten kann, ihr mit dem Ausrufe ihrer Freude an die Brust zu fallen. — V. 12. Orcus, hier Pluto, wie der Gott zuweilen bei den Römern heißt. — Rauh, der sonst kein Mitgefühl kennt. Homer nennt ihn unbezwinglich, unerweichlich (Ilias IX, 158).

Str. 6. Ach, vergeblich ist mein Wunsch, vergeblich meine Klage. Die Ordnung der Dinge ändert sich nicht; Zeus kümmert sich nicht um die Unterwelt, und so werde ich nie meine Tochter sehn, bis das Unmögliche geschieht. — V. 2 f. beziehen sich auf die unwandelbare Ordnung der Dinge. Wie der Dichter sonst die Horen nennt, so hier den Tag, dem er, wie diesen und dem Sonnengott, einen Wagen zuschreibt. *) — V. 5 f. Nur wenn Zeus in die Unterwelt eingriffe, könnte ich meine Tochter wiederzuerhalten hoffen. **) — Beglücktes, eben durch sein Abwenden oder durch die Seligkeit olympischen Lebens. — V. 9—12 nennt sie zwei Dinge, die nie eintreten werden. Das Dunkel der Unterwelt wird nie die Morgenröthe und den Regenbogen schauen. Bei den Alten wird häufig in ähnlicher Weise Unmögliches zusammengestellt, zur Bezeichnung, daß etwas ebenso wenig geschehn könne. Vgl. Hor. epod. 5, 79—81. 16, 25—34. — Der dunkle Strom, der-

---

*) Ursprünglich stand V. 2 Pfad statt Gleis, V. 4 lautete: „Fest bestehet Jovis Rath". Kaum dürfte der Dichter wegen Jovis geändert haben, das er Str. 4, 5 stehn ließ. Pfad schien ihm wohl weniger passend, und er erhielt durch Gleis eine angenehme Alliteration. — V. 4 ist jetzt kräftiger, doch dürfte stehn (nach dem Gebrauche von stare) etwas kühn sein. — Schluß, Beschluß, wie auch bei Goethe. Rath stand, wie Ged. 52 Str. 6, 8.

**) Nach V. 6 sollte Semikolon statt des ursprünglichen Kommas stehn.

selbe, der Str. 3, 1 (vgl. Str. 2, 11) gemeint ist. — Die Hölle, wie auch Goethe in der Iphigenie die Unterwelt nennt. Vgl. auch Ged. 21 Str. 22, 1. In der Odyssee XII, 383 droht der Sonnengott, in Zukunft in der Unterwelt scheinen zu wollen, wenn Odysseus nicht bestraft werde.

Str. 7. An die in mehrfachen Wendungen sich ergießende bewegte Frage, ob keine Vermittlung mit der Tochter ihr gegeben sei, schließt sich der freudige Ausdruck, daß sie eine solche gefunden. Die vier ersten Verse beziehen sich auf eine von der Tochter stammende Gabe, der sie in ihrer leidenschaftlichen Erregung die Macht zuschreibt, die noch fortdauernde Liebe derselben zu bekunden. Auffällt die Mehrheit die Fernen, da ein solches Pfand doch ihre (der Mutter) eigene Liebe nicht zu beweisen braucht. — V. 5–8. Gibt es keine andere Verbindung zwischen Mutter und Tochter, zwischen der Ober- und Unterwelt? — Liebesknoten. Vgl. zu Ged. 40 Str. 3, 5. (S. 40 f.*). — V. 7 ist die Voranstellung des zwischen — Todten besonders kräftig. Die beiden Fragen reihen sich chiastisch (umgekehrt) aneinander. In ihrem Schmerze betrachtet sie die Tochter auch schon als Todte. — V. 8. Ist aufgethan, statt thut sich auf, zeigt sich. — V. 9 bezieht sich auf V. 1—4, V. 10 auf V. 5—8. — V. 11. Die ewig Hohen, die ewig im Himmel waltenden. Vgl. Ged. 54 Str. 12, 6. 52 Str. 3, 1. Str. 6, 7. Str. 7, 3 f. Die Götter haben ihnen eine solche Liebessprache dadurch verliehen, daß sie der Pflanze die Kraft gegeben, in die Ober- und Unterwelt zu dringen.

Str. 8. Im Herbste will ich die Samenkörner in die Erde legen, daß sie der Tochter Zeichen meiner Liebe werden. Daß es Samentöner von Blumen seien, ist nicht bestimmt angedeutet. — V. 1. Des Frühlings Kin-

der. Vgl. Ged. 18 Str. 1, 1 f. 8. Str. 2, 8. — V. 2. Vgl. Ged. 29 Str. 13, 2.*) — V. 3 ist wenig zutreffend zur Bezeichnung des Hinwelkens und Abfallens. — V. 5. Das höchste Leben. Die höchste Entwicklung der aus dem Samenkorn entstandenen Pflanze ist die neue Bildung des Samenkorns. — V. 5. Nehm' ich, von der Zukunft. — V. 8. Vertumnus, der römische, eigentlich etruskische Gott aller Veränderungen, besonders des Wechsels des Jahres und der Entwicklung der Pflanzen. Mit dem Füllhorne erscheint Vertumnus nicht, den überhaupt die Kunst selten darstellte, nur mit Früchten im Schoße. Die Einführung des römischen Gottes ist nicht so sehr anstößig, da der Dichter ja auch andern Göttern ihre römischen Namen gab, der Ceres, der Aurora, zum Theil dem Jupiter, und er auf nichts weniger als eine treue Darstellung der alten Sage bedacht war. — V. 8. Der Styx steht hier und Str. 9, 11, wie der Cocyt Str. 10, 4, für die Unterwelt, was freilich anstößig ist. — V. 9—12. Meinen Schmerz und meine Liebe theile ich den Samenkörnern mit. — Leg' es an des Kindes Herz kann doch nur heißen sollen „ich gebe ihm Liebesgrüße mit, die es der Tochter überbringe". Wenn die Mutter dies als ein Legen an des Kindes Herz auffaßt, so ist dies nur bei jener sehnsüchtigen Schwärmerei möglich, die auch die Wurzel, die nur wenig in die Erde dringt, zur Unterwelt, zu der Wohnung des Pluto, gelangen läßt, worin jedenfalls eine große Schwäche der von Schiller der Sage gegebenen Wendung liegt. Das, was Ceres bisher immer gethan, thut sie jetzt mit besonderer Beziehung auf ihre Tochter.

Str. 9. Im Frühlinge erscheinen mir aus den

*) Statt „von des Nordes" steht in den Gedichten „wenn von Nordes".

Samenkörnern die Blumen, die mit den Wurzeln zur Unterwelt dringen. — V. 1. Die Horen, die wir tanzend schon frühe finden, werden von der Kunst als drei oder vier liebliche tanzende Jungfrauen mit Blumen geschmückt, dargestellt. Vgl. oben S. 43 f.*. — Gleiche, wie Str. 6, 2. — V. 2. Freudig, weil sie den Frühling lieben. Man wünschte eine andere Bezeichnung, besonders da freudig V. 8 wiederkehrt. — V. 5—8 führen V. 3 f. weiter aus. — V. 5. Keime, die Samenkörner. — Starben, sehr kühn für verschwanden; denn daß das Auge sie sterben zu sehn meinte, kann es nicht heißen, da dieses sie gar nicht sieht. — V. 6. Da sie in die Erde versenkt wurden. — V. 7. Das Reich der Farben, die Oberwelt im Gegensatz zu der dunklen Erde. Die Farben gehören dem Lichte an, und hier gedenkt der Dichter ihrer besonders deshalb, weil sie der Blumen schönster Schmuck sind. — V. 11. Ihre, nicht des Stammes und der Wurzel, sondern der Keime (V. 5), aus denen die Pflanzen sich bilden, wie die Mehrheit V. 8 und Str. 10, 1 ff. zeigen. — V. 12. Styx, wie Str. 8, 8. — Aether, nach dem Schiller beliebten Gebrauche für Himmel.

Str. 10. Sie verkünden mir die fortdauernde Liebe der Tochter, die ihnen ihre Grüße vertraut hat. — V. 1—4. Da die Keime so an der Unter- und der Oberwelt zugleich Theil nehmen, so bringen sie mir Botschaft von der Unterwelt. — V. 1. Sie, wie Str. 9, 8, ihre Str. 9, 10. — V. 4. Cocyt, wie Styx Str. 8, 8. Vgl. Band I, 293. — V. 5. Sie selbst, die Tochter, die sie immer im Sinne hat, die auch beim Cocyt V. 4 ihr vorschwebt. — V. 6. Schlund, von der alles verschlingenden Tiefe. — V. 7. Hier nennt sie geradezu die Blumen. Vgl. Str. 8, 1. — V. 8. Redet, spricht, mit dem Objektsatze. — V. 9. Vgl. Ged. 1 Str. 3, 4 f. — Gol-

den. Vgl. Str. 5, 6 — V. 10. Alles ist dort düster, alle Lebenskraft verschwunden, weshalb der homerische Achill in der Unterwelt sagt, er wollte lieber Knecht auf der Oberwelt sein als allen Todten gebieten. — V. 12. Die Mehrheit die Herzen fällt auf. Der eigentlich nur auf Proserpina bezügliche Satz ist allgemein ausgesprochen, obgleich an die andern Bewohner der Unterwelt hier nicht gedacht werden kann.

Str. 11. Drum will ich über die Blumen allen Wohlgeruch und allen Glanz ausgießen, daß sie von meinem Schmerz und meiner Freude zeugen. — V. 1–4. Sie redet jetzt die wirklich schon hervorgekommenen Frühlingsblumen an, auf die sie, obgleich diese noch nicht Botinnen ihrer Tochter sind, ihre Liebe übertragen will. Der Nektar deutet auf die Wohlgerüche, die sie wie Thau über sie ergießen will. — V. 5. Das vom Färben hergenommene Tauchen in Strahlen ist ein wunderliches Bild. — V. 8. So anmuthig, wie das Antlitz der Morgenröthe bemalt (gefärbt) ist. Vgl. Ged. 18 Str. 1, 4 f. Gleich ist Adverbium, Angesicht Dativ. — V. 9—12 hat sich der Dichter zu einer mit dem Vorhergehenden durchaus nicht stimmenden Hindeutung hinreißen lassen, daß die blühenden Blumen des Frühlings an ihre Liebeslust, wie die welkenden des Herbstes an ihren Schmerz mahnen sollen. Seltsam ist auch, wie meine Lust, das eigentlich nach zarte Brust stehn muß, in den zweiten Satz gezogen, mit und an meinen Schmerz angeschlossen wird, eine unter keiner Bedingung zu billigende Freiheit. — Des Herbstes welker Kranz von den ringsumher auf der Flur welkenden Blumen. Vgl. Ged. 43 Str. 1, 3.



